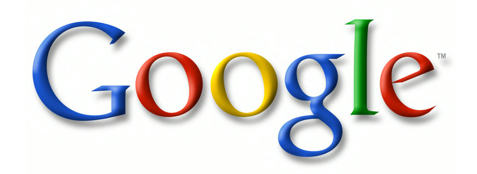
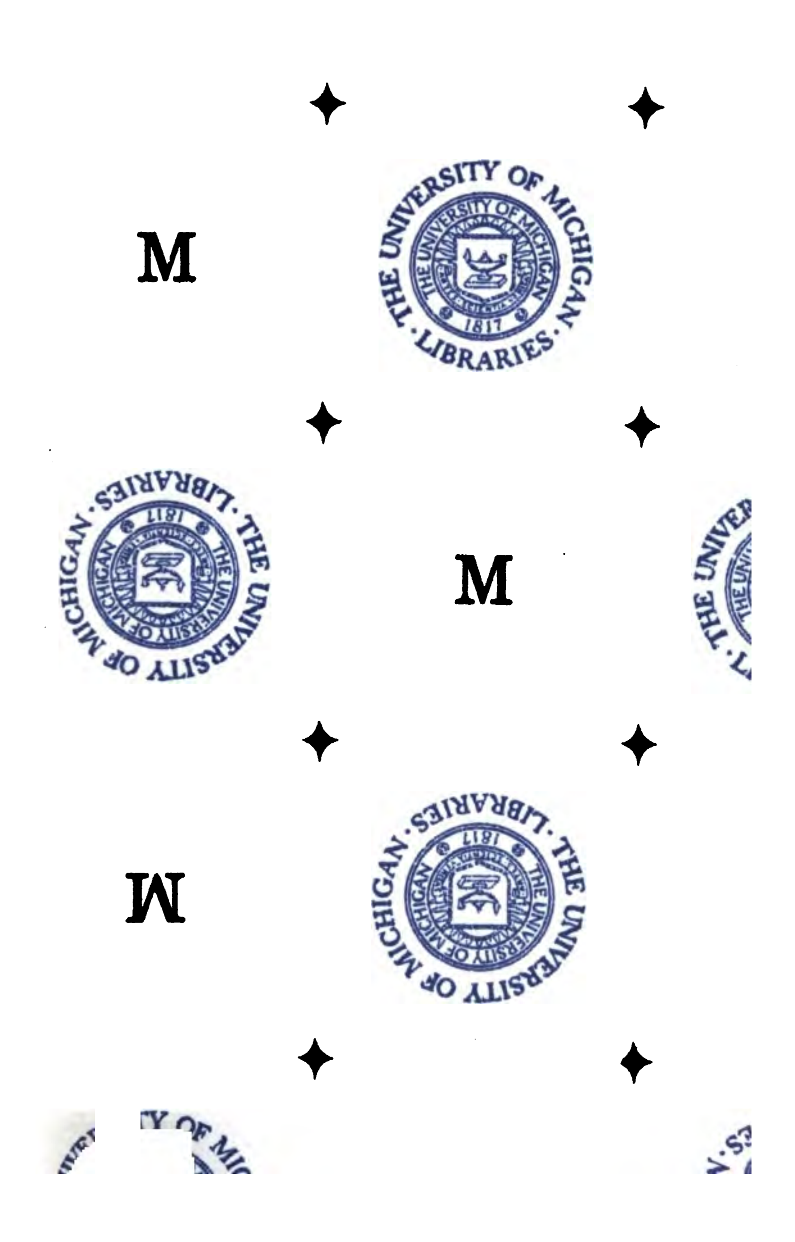


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES 1817
M
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES 1817
M



M
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN · LIBRARIES ·
1817

Goethe's Märchen,

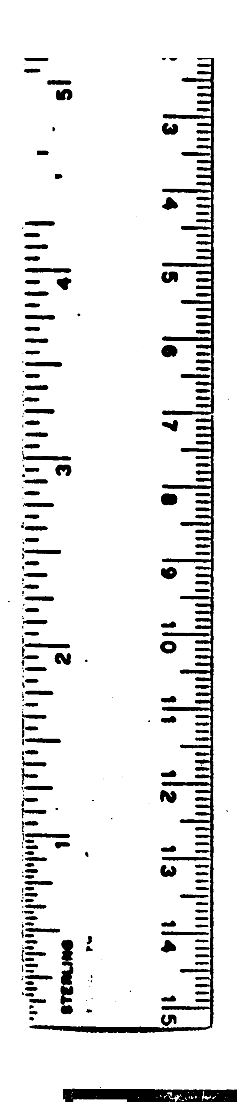
ein politisch-nationales Glaubensbekenntniß des Dichters.

Von

Dr. Hermann Baumgart.

> „Das Märchen kommt mir gerade so vor wie die Offenbarung St. Johannis, die man noch auf Napoleon deutet. Es fühlt ein Jeder, daß noch etwas drin stecke, und weiß nur nicht, was."
>
> Goethe zu Riemer, i. J. 1809.

Königsberg.
Verlag der Hartungschen Buchdruckerei.
1875.



MED–197

Seiner lieben Frau Anna

gewidmet.

Goethe verfaßte das „Märchen" im Spätsommer 1795, und es wurde im ersten Jahrgange der Horen im August und September gedruckt.

Gleich bei seinem Erscheinen erregte es trotz der bewegten Zeitläufte nicht allein großes Interesse, sondern es wurde auch sofort den mannigfachsten Deutungen unterworfen.

„In dergleichen Dingen erfindet die Phantasie selbst nicht soviel, als die Tollheit der Menschen wirklich ausheckt, und ich bin überzeugt: die schon vorhandenen Auslegungen werden alles Denken übersteigen," schreibt Schiller am 25. December an Goethe, worauf dieser: „Ich danke für den Beitrag zur Auslegung des Märchens; wir werden freilich noch ein bischen zusehen. Ich hoffe aber doch noch auf eine günstige Wendung, in den Unterhaltungen meinen beliebigen Spaß darüber machen zu können."

Ueber diese beabsichtigte Fortsetzung schreibt Goethe schon am 21. November: „Das neue Märchen kann wohl schwerlich im December fertig werden; selbst darf ich nicht wohl, ohne etwas auf eine oder andere Weise über die Auslegung

des ersten gesagt zu haben, zu jenem übergehen. Kann ich etwas zierliches dieser Art noch im December leisten, so soll es mir lieb sein, auf diese Weise an dem ersten Eintritt in's Jahr Theil zu nehmen."

Noch später im Februar 1797 und im Februar 1798 erwähnt Goethe diesen Gedanken einer Fortsetzung der Unterhaltungen in einer Reihe von projectirten Märchen, er hat ihn aber nicht ausgeführt.

So hat er es seinerseits an einem bestimmten Anhalt über die Deutung des Märchens fehlen lassen; auch von Schiller erfahren wir etwas Derartiges nicht, und sind somit auf unsere eigenen Vermuthungen und auf einige gelegentliche, nicht sehr deutliche Fingerzeige angewiesen. Daraufhin sind denn eine große Anzahl von Deutungsversuchen gemacht, namentlich in den dreißiger und vierziger Jahren und auch später, die sich alle mehr oder minder gegenseitig ausschließen, und von denen keiner vor der Kritik bestanden hat. In diesem einen Punkte sind alle neueren Herausgeber und Erklärer einig, doch sind sie im Uebrigen getheilter Meinung. Die Einen halten die Sache noch nicht für abgeschlossen und erwarten unter verschiedenen Einschränkungen noch die Lösung der Frage, die Anderen halten eine eingehende Deutung des Märchens überhaupt für unthunlich. Einer unserer verdienstvollsten Literarhistoriker, Karl Goedeke, schließt in seinem soeben erschienenen Buche „Goethe's Leben und Schriften" den Abschnitt über das Märchen folgendermaßen: „Daß

es dennoch an Erklärungsversuchen, zum Theil sehr abenteuerlicher Natur, nicht fehlen wird, bedarf bei der löblichen Gewohnheit des Gelehrten, im Unsinn selbst Methode nachzuweisen, keiner Betonung." Er ist der Meinung, das Märchen sei lediglich bestimmt, mit „seinen bunten, lustigen" Erfindungen den Deutenden zu necken.

Dem gegenüber steht der außerordentliche Beifall und das große Interesse, die das Märchen von seinem Erscheinen bis auf den heutigen Tag erregt hat. W. v. Humboldt wie Körner fühlten sich außer durch die schöne Form auch ganz besonders durch den gedankenvollen Inhalt, der den Geist zugleich befriedige, angezogen, und Schiller urtheilt schon nach der Lecture der ersten Hälfte, daß Goethe durch die Behandlungsweise sich die Verbindlichkeit aufgelegt habe, daß Alles Symbol sei.

Er findet die Idee des Märchens in dem Märchen selbst ausgesprochen, und darin sind ihm denn auch die meisten Erklärer gefolgt, er findet sie in dem gegenseitigen Hilfeleisten der Kräfte und dem Zurückweisen derselben aufeinander.

„Ein Einzelner hilft nicht," sagt der Mann mit der Lampe, „sondern wer sich mit Vielen zur rechten Stunde vereinigt," und bald darauf: „Wir sind zur glücklichen Stunde beisammen, Jeder verrichte sein Amt, Jeder thue seine Pflicht, und ein allgemeines Glück wird die einzelnen Schmerzen in sich auflösen, wie ein allgemeines Unglück einzelne Freuden verzehrt."

Es ist kein Zweifel, daß die Idee des Märchens in dieser Richtung zu suchen ist, das geht mit größter Deutlichkeit aus dem Gange der Handlung hervor, nur ist die Fassung derselben eine viel zu allgemeine, völlig nebelhafte, und Goethe, — das bedenke man doch — war am allerwenigsten der Mann dazu, von „Kräften", „Ideen", „Entwickelungen" u. dgl. mehr im Allgemeinen zu reden, geschweige denn ausführlich zu handeln, ohne an ganz bestimmte, concrete Kräfte zu denken, von wirklichen, wenigstens in seiner Vorstellung vorhandenen Verhältnissen auszugehen, von ihnen zu abstrahiren, sie sich in gegenseitiger Wirksamkeit zu denken und daraus erst seine Beobachtungen und Schlüsse zu ziehen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, daß gerade daraus die von Keinem erreichte Wahrheit und Lebensfrische seiner kleinsten Aeußerungen wie seiner größten Schöpfungen herrührt. Und er sollte hier an weiter nichts gedacht haben, als an die allgemeinen Ideen der Weisheit, Kraft und des Glanzes und der bildenden Liebe, die durch gemeinsames Wirken eine gedeihliche Herrschaft ermöglichen? Um derartige Sätze zu erweisen, braucht man keine Anstrengungen zu machen. So wenig als Homer, Sophokles und Shakespeare, so wenig hat Goethe bei seinen Dichtungen, mögen es nun große oder kleine sein, je daran gedacht, eine einzelne, so genannte „Idee" zur Erscheinung zu bringen. Vielmehr sind seine Gedichte, wie alle echte Dichtung, so beschaffen, daß, wie sie denn ein

concentrirtes Leben enthalten und es in höherer Wahrheit darstellen, in jedem Theile und in jeder Wendung der Handlung die belebenden, bestimmenden Ideen hervorspringen, so daß ein jedes von ihnen einen Reichthum von Ideen enthält, deren jede für sich wieder einer weiteren Entwickelung fähig ist. So stellt das Leben dem geistig Sehenden sich dar, so bildet der Künstler es in seinen Werken ab. — Und ferner: alle die anderen zahlreichen und bedeutend wirkenden Personen des Märchens sollten ohne wesentlichen Antheil bei der Veranschaulichung jener „Ideen" sein, erfunden lediglich zur Belustigung einer völlig willkürlichen, spielenden Phantasie, bestimmt, die Räthselliebenden zu necken und irre zu führen? Das wäre die Weise eines mittelmäßigen Dichters, obendrein die eines insipiden Geistes; man kann es bei einem Goethe nicht voraussetzen.

Man vergegenwärtige sich die Aufgabe und das Wesen eines „Märchens". Da ist man nun freilich sehr schnell bei der Hand mit dem Einwande: Ja, mit dem Wesen des eigentlichen, des Volksmärchens war man damals noch nicht vertraut, das Goethe'sche ist ein „gemachtes", französischem Muster nachgeahmtes Märchen. Ganz recht! Aber wie gemacht? So doch, daß es die größten und feinsten Kenner entzückte und noch heute Jedermann durch seine Anmuth bezaubert. Man vergleiche es nur mit den besten Productionen der romantischen Schule und man wird an einem untrüglichen Kennzeichen seinen echten Märchencharakter im Gegensatze

zu dem gefälschten, verdorbenen der romantischen Märchen erkennen. Die völlig willkürlich schaltende, alle Contraste durcheinander wirrende, traumhaft beängstigende Phantasie, wie sie z. B. in den Phantasus-Märchen vorherrscht, oder gar der bizarre Spuk Hoffmann'scher Erfindungen entlassen den Leser, je mehr er sich dem Eindrucke hingiebt, desto stärker berührt von dem Gefühle einer drückenden Schwüle und unfreier Verworrenheit, während das Goethe'sche Märchen, hierin ganz den echten Märchen vergleichbar, neben seiner erfreuenden Anmuth zugleich jenen gesunden Pragmatismus besitzt, der unbeschadet zahllos wirkender Wunderkräfte auch in der Märchenwelt seine unantastbaren Rechte hat.

Die Frage, wie ist das geschehen, worauf beruht diese Wirkung? möchte ich gemeinschaftlich mit einer anderen beantworten, die hier zugleich sich aufdrängt. Es ist die Frage, wie könnte ein durchweg allegorisches Märchen vor der ästhetischen Kritik bestehen? Ist nicht nach den Regeln der Kunst die Allegorie aus dem Reiche der Kunst ausgewiesen? Und zwar von keinem Geringeren als Lessing selbst? Die Antwort ist: ja, und mit vollem Recht, und dennoch, trotz der unanfechtbaren Schlüsse Lessing's ist es geschehen, und zwar mehr als einmal, daß Dichtungen allerersten Ranges, die den höchsten ästhetischen Anforderungen volles Genüge leisten, dennoch durchweg allegorisch gehalten, in jedem Zuge von der allegorischen Deutung abhängig gemacht worden sind. Die Sache ist die, daß sich Lessing gegen nichts wendet als gegen

den **Mißbrauch** der Allegorie, gegen die kalte, frostige Allegoristerei, und auch gegen diese vorzugsweise, insofern sie in der Malerei Unheil angerichtet hat. Die echte Allegorie ist vielmehr im hohen Grade dichterisch. Die allegorische Darstellungsweise giebt das, was sie darlegen will, durch Darstellung eines Anderen, Aehnlichen zu erkennen. Sie thut also weiter nichts, als was jede bildliche Ausdrucksweise thut, nur daß sie ihrem Namen, der eine **erzählende** Darstellungsweise bedeutet, gemäß sich nicht begnügt, etwa für einen einzelnen Begriff ein ähnliches concretes Ding zu setzen, sondern daß sie die Beziehungen und gegenseitigen Einwirkungen der Begriffe unter einander durch in Handlung gesetzte Dinge und Wesen darzustellen weiß. Bei diesem Verfahren können nun nach entgegengesetzten Seiten zwei sehr schlimme Fehler gemacht werden, und sie sind von den Geistern minderen Ranges, sobald sie sich an die Allegorie wagten, auch regelmäßig gemacht worden. Da es nämlich bekanntlich schon sehr schwer ist, in der Rede gute Bilder anzuwenden, da die **Durchführung** derselben in der Allegorie aber noch unendlich viel schwieriger ist, weil treffende Aehnlichkeit sich hier noch viel schwerer festhalten läßt, so sind die Meisten entweder bei einer halben oder nur stellenweise zutreffenden Aehnlichkeit stehen geblieben und sind in Folge dessen **undeutlich** geworden: d. h. das von ihnen angewandte Mittel trat mit dem abstracten Zweck in Widerspruch, sie schufen also ein Häßliches; oder — und dies ist das Häufigere —, sie

ließen den Sinn, den sie darstellen wollten, in der Weise über die concreten Mittel der Darstellung die Herrschaft gewinnen, daß ihre handelnden Wesen und Dinge ihre Freiheit verloren, d. h. nicht sprachen, handelten, sich geberdeten, wie es ihnen ihrer Natur und den vorausgesetzten Verhältnissen gemäß zukam, sondern wie es durch ein ganz außerhalb liegendes Gesetz, eben das des in der Intention des Dichters liegenden abstracten Sinnes, ihnen dictirt wurde. Damit wurde aber diese ganze Klasse von Dichtungen der Sphäre der Kunst völlig entrückt. Nur im Reiche vollkommener Freiheit und höchster innerer Richtigkeit und Wahrheit gedeiht das Schöne. In jenen fehlerhaften Allegorien regiert überall die verstimmende, fremdartige Absicht des Quasi-Dichters.

Es ist aber offenbar ein dritter Fall übrig: es ist der, wenn Bild und Sinn, im Einzelnen und in der Ausführung durch eine vollkommene Aehnlichkeit sich fortwährend völlig decken. Dann gestaltet das Verhältniß sich so: Der Dichter wählt oder erfindet seine Dinge und Wesen und ihre Veränderungen, welche die Handlung bilden, so, daß sie mit sich selbst und unter einander in völliger Uebereinstimmung sind und bleiben und, was mehr ist, daß sie selbst an sich schön sind, oder doch durch das, was sich unter ihnen vollzieht, die Empfindung des Schönen bei dem Hörer erzielt wird. Das, was er giebt, muß an sich selbst in Form und Inhalt allen Forderungen des Kunstwerkes völlig entsprechen.

Dazu kommt nun aber ein Zweites. Ihm selbst hat bei jedem einzelnen Theile, bei jeder Fortschreitung seiner Handlung ein Paralleles, aber Höheres, Ideelles vorgeschwebt. Die große, überall vorhandene Aehnlichkeit kann nicht umhin, dem Hörer sofort sich darzubieten, der nun fortan des doppelten Vergnügens genießt, an der Anmuth der dargestellten Dinge selbst sich zu erfreuen und mit immer wachsender Theilnahme zugleich des inneren Zusammenhanges einer bedeutenden Gedankenreihe in echt poetischer Weise, d. i. durch anschauende Erkenntniß, sich bewußt zu werden. Ich sage, der höchste Zweck der Dichtung wird damit erreicht, in der Schönheit der angeschauten Dinge, die den Sinnen erscheint, die höhere Ordnung der geistigen Welt „in leichten Räthseln" zu erkennen.

Man könnte das Verhältniß so ausdrücken: Die in der Kunst verpönte Allegorie sagt nach der gewöhnlichen, Quinctilianisch-Lessing'schen Erklärung nicht das, was sie den Worten nach zu sagen scheint, sondern etwas Anderes, Aehnliches; die künstlerische Allegorie sagt vor Allem das, was ihre Worte enthalten, aber durch eine vollkommene Aehnlichkeit läßt sie in demselben ein Anderes, Allgemeineres, also Höheres, erkennen. Genau das hier Gesagte scheint mir Goethe in einem seiner Sprüche in Prosa im Auge gehabt zu haben, nur daß er den Ausdruck Allegorie in jenem engeren Sinne der fehlerhaften Allegorie versteht:

„Es ist ein großer Unterschied," sagt er, „ob der Dichter zum Allgemeinen das Besondere sucht, oder im Besonderen das Allgemeine schaut. Aus jener Art entsteht Allegorie, wo das Besondere nur das Beispiel, als Exempel des Allgemeinen gilt; die letztere aber ist eigentlich die Natur der Poesie; sie spricht ein Besonderes aus, ohne ans Allgemeine zu denken oder darauf hinzuweisen. Wer nun dieses Besondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder spät."

Was ich hier zu entwickeln versucht, ist nichts Hypothetisches, sondern es ist aus einer Anzahl der schönsten Dichtungen unserer größten Dichter lediglich abgelesen.

Denken wir zunächst an die herrliche Lessing'sche Parabel von dem Palaste mit den vielen Eingängen und von seinen Wächtern, die in der vermeintlichen Feuersgefahr nur an ihre Grundrisse desselben denken. Hier herrscht jene vollkommene Aehnlichkeit in jedem, auch dem scheinbar unwesentlichsten Worte der Erzählung, da ist kein Beiwort müßig oder zum bloßen Schmucke gewählt.

Aber der feinsinnige und untrüglich urtheilende Erzähler that wohl daran, seine Erfindung uns in anspruchsloser Prosa zu geben, weil die Erfindung des äußeren Vorganges an sich nicht genug Bedeutung und sinnliche Schönheit besaß, um als Kunstwerk sich darbieten zu können. Aber schlagen wir Goethe auf. Was sind das für schöne, an sich vollendete Darstellungen, jenes majestätische Bild des Stromes, von

Goethe verfaßte das „Märchen" im Spätsommer 1795, und es wurde im ersten Jahrgange der Horen im August und September gedruckt.

Gleich bei seinem Erscheinen erregte es trotz der bewegten Zeitläufte nicht allein großes Interesse, sondern es wurde auch sofort den mannigfachsten Deutungen unterworfen.

„In dergleichen Dingen erfindet die Phantasie selbst nicht soviel, als die Tollheit der Menschen wirklich ausheckt, und ich bin überzeugt: die schon vorhandenen Auslegungen werden alles Denken übersteigen," schreibt Schiller am 25. December an Goethe, worauf dieser: „Ich danke für den Beitrag zur Auslegung des Märchens; wir werden freilich noch ein bischen zusehen. Ich hoffe aber doch noch auf eine günstige Wendung, in den Unterhaltungen meinen beliebigen Spaß darüber machen zu können."

Ueber diese beabsichtigte Fortsetzung schreibt Goethe schon am 21. November: „Das neue Märchen kann wohl schwerlich im December fertig werden; selbst darf ich nicht wohl, ohne etwas auf eine oder andere Weise über die Auslegung

s ersten gesagt zu haben, zu jenem übergehen. Kann ich was zierliches dieser Art noch im December leisten, so soll mir lieb sein, auf diese Weise an dem ersten Eintritt in's ahr Theil zu nehmen."

Noch später im Februar 1797 und im Februar 1798 wähnt Goethe diesen Gedanken einer Fortsetzung der Unterıltungen in einer Reihe von projectirten Märchen, er hat n aber nicht ausgeführt.

So hat er es seinerseits an einem bestimmten Anhalt ber die Deutung des Märchens fehlen lassen; auch von chiller erfahren wir etwas Derartiges nicht, und sind somit ıf unsere eigenen Vermuthungen und auf einige gelegentche, nicht sehr deutliche Fingerzeige angewiesen. Daraufin sind denn eine große Anzahl von Deutungsversuchen geıacht, namentlich in den dreißiger und vierziger Jahren und uch später, die sich alle mehr oder minder gegenseitig aushließen, und von denen keiner vor der Kritik bestanden hat. In diesem einen Punkte sind alle neueren Herausgeber und rklärer einig, doch sind sie im Uebrigen getheilter Meinung. Die Einen halten die Sache noch nicht für abgeschlossen und rwarten unter verschiedenen Einschränkungen noch die Lösung er Frage, die Anderen halten eine eingehende Deutung des Märchens überhaupt für unthunlich. Einer unserer verienstvollsten Literarhistoriker, Karl Goedeke, schließt in seiıem soeben erschienenen Buche „Goethe's Leben und Schrifen" den Abschnitt über das Märchen folgendermaßen: „Daß

es dennoch an Erklärungsversuchen, zum Theil sehr abenteuerlicher Natur, nicht fehlen wird, bedarf bei der löblichen Gewohnheit des Gelehrten, im Unsinn selbst Methode nachzuweisen, keiner Betonung." Er ist der Meinung, das Märchen sei lediglich bestimmt, mit „seinen bunten, lustigen" Erfindungen den Deutenden zu necken.

Dem gegenüber steht der außerordentliche Beifall und das große Interesse, die das Märchen von seinem Erscheinen bis auf den heutigen Tag erregt hat. W. v. Humboldt wie Körner fühlten sich außer durch die schöne Form auch ganz besonders durch den gedankenvollen Inhalt, der den Geist zugleich befriedige, angezogen, und Schiller urtheilt schon nach der Lecture der ersten Hälfte, daß Goethe durch die Behandlungsweise sich die Verbindlichkeit aufgelegt habe, daß Alles Symbol sei.

Er findet die Idee des Märchens in dem Märchen selbst ausgesprochen, und darin sind ihm denn auch die meisten Erklärer gefolgt, er findet sie in dem gegenseitigen Hilfeleisten der Kräfte und dem Zurückweisen derselben aufeinander.

„Ein Einzelner hilft nicht," sagt der Mann mit der Lampe, „sondern wer sich mit Vielen zur rechten Stunde vereinigt," und bald darauf: „Wir sind zur glücklichen Stunde beisammen, Jeder verrichte sein Amt, Jeder thue seine Pflicht, [u]nd ein allgemeines Glück wird die einzelnen Schmerzen in [sic]h auflösen, wie ein allgemeines Unglück einzelne Freuden [verze]hrt."

Es ist kein Zweifel, daß die Idee des Märchens in dieser Richtung zu suchen ist, das geht mit größter Deutlichkeit aus dem Gange der Handlung hervor, nur ist die Fassung derselben eine viel zu allgemeine, völlig nebelhafte, und Goethe, — das bedenke man doch — war am allerwenigsten der Mann dazu, von „Kräften", „Ideen", „Entwickelungen" u. dgl. mehr im Allgemeinen zu reden, geschweige denn ausführlich zu handeln, ohne an ganz bestimmte, concrete Kräfte zu denken, von wirklichen, wenigstens in seiner Vorstellung vorhandenen Verhältnissen auszugehen, von ihnen zu abstrahiren, sie sich in gegenseitiger Wirksamkeit zu denken und daraus erst seine Beobachtungen und Schlüsse zu ziehen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, daß gerade daraus die von Keinem erreichte Wahrheit und Lebensfrische seiner kleinsten Aeußerungen wie seiner größten Schöpfungen herrührt. Und er sollte hier an weiter nichts gedacht haben, als an die allgemeinen Ideen der Weisheit, Kraft und des Glanzes und der bildenden Liebe, die durch gemeinsames Wirken eine gedeihliche Herrschaft ermöglichen? Um derartige Sätze zu erweisen, braucht man keine Anstrengungen zu machen. So wenig als Homer, Sophokles und Shakespeare, so wenig hat Goethe bei seinen Dichtungen, mögen es nun große oder kleine sein, je daran gedacht, eine einzelne, so genannte „Idee" zur Erscheinung zu bringen. Vielmehr sind seine Gedichte, wie alle echte Dichtung, so beschaffen, daß, wie sie denn ein

concentrirtes Leben enthalten und es in höherer Wahrheit darstellen, in jedem Theile und in jeder Wendung der Handlung die belebenden, bestimmenden Ideen hervorspringen, so daß ein jedes von ihnen einen Reichthum von Ideen enthält, deren jede für sich wieder einer weiteren Entwickelung fähig ist. So stellt das Leben dem geistig Sehenden sich dar, so bildet der Künstler es in seinen Werken ab. — Und ferner: alle die anderen zahlreichen und bedeutend wirkenden Personen des Märchens sollten ohne wesentlichen Antheil bei der Veranschaulichung jener „Ideen" sein, erfunden lediglich zur Belustigung einer völlig willkürlichen, spielenden Phantasie, bestimmt, die Räthselliebenden zu necken und irre zu führen? Das wäre die Weise eines mittelmäßigen Dichters, obendrein die eines insipiden Geistes; man kann es bei einem Goethe nicht voraussetzen.

Man vergegenwärtige sich die Aufgabe und das Wesen eines „Märchens". Da ist man nun freilich sehr schnell bei der Hand mit dem Einwande: Ja, mit dem Wesen des eigentlichen, des Volksmärchens war man damals noch nicht vertraut, das Goethe'sche ist ein „gemachtes", französischem Muster nachgeahmtes Märchen. Ganz recht! Aber wie gemacht? So doch, daß es die größten und feinsten Kenner entzückte und noch heute Jedermann durch seine Anmuth bezaubert. Man vergleiche es nur mit den besten Productionen der romantischen Schule und man wird an einem untrüglichen Kennzeichen seinen echten Märchencharakter im Gegensatze

zu dem gefälschten, verdorbenen der romantischen Märchen erkennen. Die völlig willkürlich schaltende, alle Contraste durcheinander wirrende, traumhaft beängstigende Phantasie, wie sie z. B. in den Phantasus-Märchen vorherrscht, oder gar der bizarre Spuk Hoffmann'scher Erfindungen entlassen den Leser, je mehr er sich dem Eindrucke hingiebt, desto stärker berührt von dem Gefühle einer drückenden Schwüle und unfreier Verworrenheit, während das Goethe'sche Märchen, hierin ganz den echten Märchen vergleichbar, neben seiner erfreuenden Anmuth zugleich jenen gesunden Pragmatismus besitzt, der unbeschadet zahllos wirkender Wunderkräfte auch in der Märchenwelt seine unantastbaren Rechte hat.

Die Frage, wie ist das geschehen, worauf beruht diese Wirkung? möchte ich gemeinschaftlich mit einer anderen beantworten, die hier zugleich sich aufdrängt. Es ist die Frage, wie könnte ein durchweg allegorisches Märchen vor der ästhetischen Kritik bestehen? Ist nicht nach den Regeln der Kunst die Allegorie aus dem Reiche der Kunst ausgewiesen? Und zwar von keinem Geringeren als Lessing selbst? Die Antwort ist: ja, und mit vollem Recht, und dennoch, trotz der unanfechtbaren Schlüsse Lessing's ist es geschehen, und zwar mehr als einmal, daß Dichtungen allerersten Ranges, die den höchsten ästhetischen Anforderungen volles Genüge leisten, dennoch durchweg allegorisch gehalten, in jedem Zuge von der allegorischen Deutung abhängig gemacht worden sind. Die Sache ist die, daß sich Lessing gegen nichts wendet als gegen

den Mißbrauch der Allegorie, gegen die kalte, frostige Allegoristerei, und auch gegen diese vorzugsweise, insofern sie in der Malerei Unheil angerichtet hat. Die echte Allegorie ist vielmehr im hohen Grade dichterisch. Die allegorische Darstellungsweise giebt das, was sie darlegen will, durch Darstellung eines Anderen, Aehnlichen zu erkennen. Sie thut also weiter nichts, als was jede bildliche Ausdrucksweise thut, nur daß sie ihrem Namen, der eine erzählende Darstellungsweise bedeutet, gemäß sich nicht begnügt, etwa für einen einzelnen Begriff ein ähnliches concretes Ding zu setzen, sondern daß sie die Beziehungen und gegenseitigen Einwirkungen der Begriffe unter einander durch in Handlung gesetzte Dinge und Wesen darzustellen weiß. Bei diesem Verfahren können nun nach entgegengesetzten Seiten zwei sehr schlimme Fehler gemacht werden, und sie sind von den Geistern minderen Ranges, sobald sie sich an die Allegorie wagten, auch regelmäßig gemacht worden. Da es nämlich bekanntlich schon sehr schwer ist, in der Rede gute Bilder anzuwenden, da die Durchführung derselben in der Allegorie aber noch unendlich viel schwieriger ist, weil treffende Aehnlichkeit sich hier noch viel schwerer festhalten läßt, so sind die Meisten entweder bei einer halben oder nur stellenweise zutreffenden Aehnlichkeit stehen geblieben und sind in Folge dessen undeutlich geworden: d. h. das von ihnen angewandte Mittel trat mit dem abstracten Zweck in Widerspruch, sie schufen also ein Häßliches; oder — und dies ist das Häufigere —, sie

ließen den Sinn, den sie darstellen wollten, in der Weise über die concreten Mittel der Darstellung die Herrschaft gewinnen, daß ihre handelnden Wesen und Dinge ihre Freiheit verloren, d. h. nicht sprachen, handelten, sich geberdeten, wie es ihnen ihrer Natur und den vorausgesetzten Verhältnissen gemäß zukam, sondern wie es durch ein ganz außerhalb liegendes Gesetz, eben das des in der Intention des Dichters liegenden abstracten Sinnes, ihnen dictirt wurde. Damit wurde aber diese ganze Klasse von Dichtungen der Sphäre der Kunst völlig entrückt. Nur im Reiche vollkommener Freiheit und höchster innerer Richtigkeit und Wahrheit gedeiht das Schöne. In jenen fehlerhaften Allegorien regiert überall die verstimmende, fremdartige Absicht des Quasi-Dichters.

Es ist aber offenbar ein dritter Fall übrig: es ist der, wenn Bild und Sinn, im Einzelnen und in der Ausführung durch eine vollkommene Aehnlichkeit sich fortwährend völlig decken. Dann gestaltet das Verhältniß sich so: Der Dichter wählt oder erfindet seine Dinge und Wesen und ihre Veränderungen, welche die Handlung bilden, so, daß sie mit sich selbst und unter einander in völliger Uebereinstimmung sind und bleiben und, was mehr ist, daß sie selbst an sich schön sind, oder doch durch das, was sich unter ihnen vollzieht, die Empfindung des Schönen bei dem Hörer erzielt wird. Das, was er giebt, muß an sich selbst in Form und Inhalt allen Forderungen des Kunstwerkes völlig entsprechen.

·nun aber ein Zweites. Ihm selbst hat bei
Theile, bei jeder Fortschreitung seiner Hand-
r eles, aber Höheres, Ideelles vorgeschwebt.
ie, rall vorhandene Aehnlichkeit kann nicht umhin,
- fort sich darzubieten, der nun fortan des doppel-
is genießt, an der Anmuth der dargestellten
ır sich zu erfreuen und mit immer wachsender
ne zugleich des inneren Zusammenhanges einer
tenden Gedankenreihe in echt poetischer Weise, d. i. durch
(ende Erkenntniß, sich bewußt zu werden. Ich sage, der höchste Zweck der Dichtung wird damit erreicht, in der Schönheit der angeschauten Dinge, die den Sinnen erscheint, die höhere Ordnung der geistigen Welt „in leichten Räthseln“ zu erkennen.

Man könnte das Verhältniß so ausdrücken: Die in der Kunst verpönte Allegorie sagt nach der gewöhnlichen, Quinctilianisch-Lessing'schen Erklärung nicht das, was sie en Worten nach zu sagen scheint, sondern etwas Anderes, Aehnliches; die künstlerische Allegorie sagt vor Allem das, was ihre Worte enthalten, er durch eine vollkommene Aehnlichkeit läßt sie demselben ein Anderes, Allgemeineres, also heres, erkennen. Genau das hier Gesagte scheint ethe in einem seiner Sprüche in Prosa im Auge gehabt zu haben, nur daß er den Ausdruck Allegorie in jenem engeren Sinne der fehlerhaften Allegorie versteht:

„Es ist ein großer Unterschied," sagt er, „ob der Dichter zum Allgemeinen das Besondere sucht, oder im Besonderen das Allgemeine schaut. Aus jener Art entsteht Allegorie, wo das Besondere nur das Beispiel, als Exempel des Allgemeinen gilt; die letztere aber ist eigentlich die Natur der Poesie; sie spricht ein Besonderes aus, ohne ans Allgemeine zu denken oder darauf hinzuweisen. Wer nun dieses Besondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder spät."

Was ich hier zu entwickeln versucht, ist nichts Hypothetisches, sondern es ist aus einer Anzahl der schönsten Dichtungen unserer größten Dichter lediglich abgelesen.

Denken wir zunächst an die herrliche Lessing'sche Parabel von dem Palaste mit den vielen Eingängen und von seinen Wächtern, die in der vermeintlichen Feuersgefahr nur an ihre Grundrisse desselben denken. Hier herrscht jene vollkommene Aehnlichkeit in jedem, auch dem scheinbar unwesentlichsten Worte der Erzählung, da ist kein Beiwort müßig oder zum bloßen Schmucke gewählt.

Aber der feinsinnige und untrüglich urtheilende Erzähler that wohl daran, seine Erfindung uns in anspruchsloser Prosa zu geben, weil die Erfindung des äußeren Vorganges an sich nicht genug Bedeutung und sinnliche Schönheit besaß, um als Kunstwerk sich darbieten zu können. Aber schlagen wir Goethe auf. Was sind das für schöne, an sich vollendete Darstellungen, jenes majestätische Bild des Stromes, von

en uell bis zum Ocean in „Mahomed's Gesang",
t d des muthigen Schiffers von dem ersten sonni-
n rgen der Abfahrt bis zu seinem Ringen mit dem
t ier entfesselten Sturm in der „Seefahrt". Ich un-
ter es, im Einzelnen nachzuweisen, wie hier das oben
agte in jedem Stücke zutrifft, wie das Entzücken, mit
t wir der Geburt und dem Wachsthum des jungen Riesen-stromes folgen, mit jedem Worte sich steigert, wenn wir klarer und immer gewisser darin das stolze und beredte Abbild des Geistes erkennen, der zum Führer der Menschheit geboren ist, oder wenn die „Seefahrt" in unübertrefflich schönem und inhaltreichem Bilde uns den Dichter selbst in seinen Sturm- und Drangtagen erblicken läßt. Solche echt künstlerische Schöpfungen haben das Eigenthümliche, daß sie nicht mit der kahlen Constatirung einer mehr oder weniger erzwungenen Aehnlichkeit sich begnügen, wie die schlechte Allegorie, sondern daß ihr Reichthum, wie der alles echten Schönen, unerschöpflich ist. Nach allen Seiten regen sie bei jedem Schritte zu neuen, weiteren Ausblicken in das Reich des Geistes an; deshalb ist ihr Reiz auch unvergänglich.

Auch bei Schiller finden sich zahlreiche ähnliche Dichtungen; sie können bei ihrer vollkommenen Freiheit auch die Färbung des Humors und der Satire annehmen, wie die „Theilung der Erde" und „Pegasus im Joch". Ich erinnere ferner an Uhland's „Märchen" vom Dornröschen, das in

der anmuthigsten Weise eine allegorische Darstellung des Entwickelungsganges der deutschen Poesie entrollt.

Man würde kein Ende finden, wollte man aus unseren besten Dichtern die Beispiele solcher echten, wohlgelungenen Allegorie aufzählen: und stellen wir nur die Frage noch einmal in veränderter Form: inwiefern ist die Allegorie ein berechtigtes künstlerisches Darstellungsmittel? so ist das Gesetz einfach auszusprechen: sofern eine sinnlich schöne Darstellung durch eine vollkommene Aehnlichkeit ihrer einzelnen Theile, sowie des Ganzen mit einzelnen Begriffen und ihrer Verbindung zu einer Reihe diese letzteren zur anschauenden Erkenntniß bringt. Alle Mythen und Sagen, sofern sie ethischen oder irgend welchen anderen logischen Wahrnehmungen ihre Entstehung und Gestaltung verdanken — und es giebt derselben doch eine große Zahl — enthalten gar nichts Anderes. Zu beachten und genau zu unterscheiden ist hier nur, wie weit eine auf der Grundlage der gegebenen Aehnlichkeit nun nach Maßgabe der einzelnen sinnlichen Formen frei und unbewußt fortbildende Dichtung sich in den Einzelheiten von jener Grundlage entfernt hat. Da gilt es, mit feinem Geschmack in der Deutung sich zu beschränken und nicht beim Auslegen in denselben Fehler zu verfallen, wie die ungeschickten Allegoristen beim Dichten.

Nach alledem wer sieht nicht, daß keine Dichtungsart

der künstlerischen Allegorie einen freieren Spielraum läßt als das Märchen? Denn wenn der Dichter in der wirklichen Welt doch nur selten unter den Dingen eine so glückliche Wahl treffen kann, daß sie, indem sie völlig sie selbst bleiben, dennoch seinen höheren Intentionen auf das bereitwilligste sich fügen, so gestattet ihm das Märchen, durch seine eigene freie Erfindung diesen Kreis von Dingen in das Unendliche zu erweitern. Und hiermit bin ich auf dem Punkte angelangt, um nun jene erste Frage zu beantworten: Wie stellt es das Kunstmärchen an, um dem Volksmärchen ähnlich zu werden, und wodurch büßt es diesen Vorzug ein?

Das echte Märchen ist überall auf das engste verknüpft mit den ältesten Ueberlieferungen eines Volkes, mit seinen Mythen, mit seinen Sagen, vielfach durchdringt es dieselben. So ist die griechische, die germanische Mythologie erfüllt mit märchenhaften Zügen, ebenso die griechische wie die deutsche Heldensage. Nach dem Absterben des eigentlichen Körpers der Götter- und Heldensage bleiben, wenn die übrigen Umstände günstig sind, gerade diese märchenhaften Züge am festesten im Gedächtniß des Volkes haften und bilden die Motive mannigfach variirter Erzählungen. Sie verhalten sich zu der Mythe ähnlich wie die Thierfabel zu der ursprünglichen Thiersage. So beruht denn auch die Art und Weise, wie in diesen Erzählungen die natürlichen Schranken durchbrochen werden, also das Wunderbare in dem Märchen, keineswegs auf willkürlicher Erfindung, sondern es

verdankt Ursprung und Wesen überall jenen alt ererbten Vorstellungen, in welchen eine naive Zeit Erscheinungen und Eindrücke der Natur auf das Walten übernatürlicher Wesen zurückführt, — wie wenn von Nixen und Elfen, von Riesen und Zwergen, Berggeistern und Kobolden erzählt wird, — oder in welchen sie Wünschen und Ahnungen, Beobachtungen und selbst Reflexionen, die das gewöhnliche Leben betreffen, dadurch eine greifbare Gestalt giebt, daß sie dieselben isolirt und sie zu wunderbaren Gebilden und Vorgängen gewissermaßen verdichtet. Diese letzteren nehmen, sobald sie den naiven Glauben verloren haben, wegen ihres Contrastes mit der Wirklichkeit leicht einen ironischen, mitunter stark satirischen Charakter an. Das Märchen von den Inseln der Seligen, von den Lotusessern oder von dem Zaubergarten der Circe würde, wenn es den Deutschen angehört hätte, sicherlich in späterer Zeit ebensowohl jene Färbung erhalten haben, wie die Geschichte vom Tischchen deck' dich, vom Schlaraffenlande, vom Glücksseckel, der Wünschelruthe und so viele andere. In dieser letzteren Sphäre werden auch spätere Zeiten durch Nachdichtung und Modificirungen noch fruchtbar sein können. Da nun das Wunderbare im Volksmärchen überall nur eintritt, um einer drastischen, unmittelbaren Anschaulichkeit die Bahn frei zu machen, und im Uebrigen dann die gewöhnliche Ordnung der Dinge eintritt, so kann es mitunter auch ganz fortfallen und durch ein entsprechendes Spiel des willkürlich wirkenden Zufalles er-

setzt werden. Das Ungewöhnliche thut dann dieselben Dienste wie das Wunderbare. An der äußersten Grenze stehen hier die Märchen, in denen mit absichtlicher Ironie die Vorstellungen des Wunderbaren aufgelöst werden, wie in dem Märchen von dem Manne, der das Fürchten lernen wollte, vom tapfern Schneiderlein oder von den sieben Schwaben. Mögen also in dieser Märchenwelt Riesen und Drachen, Zwerge und Elfen auftreten, mögen die Thiere reden und die Steine und Pflanzen Wunderkräfte haben, mögen die Vorstellungen von Raum und Zeit in beliebiger Weise durchbrochen werden, mögen böse Zauberer und gute Feen thätig sein, alle diese Dinge sind nur da, um ideellen Energien zur Anschaulichkeit zu verhelfen, und ich stehe nicht an, sie mutatis mutandis mit den Gebilden der griechischen Mythologie in dieselbe Gattung zu rechnen. Außerhalb dieser Dinge enthält das Märchen volle Realität und den ganzen Reichthum der Naturwahrheit; in den so gezogenen, festen Schranken aber gestattet es der Phantasie volle Freiheit zur Entfaltung ihrer anmuthigsten Spiele.

Dergleichen aber zu erfinden, ist ebenso unmöglich, als Sagen zu dichten: im besten Falle kann eine glückliche Nachahmung erreicht werden. Nur auf jenem später angebauten Grenzraine ist die Anknüpfung möglich, wo das Märchen schon beginnt, sich selbst zu ironisiren; und Andersen ist auf diesem Gebiete glücklich gewesen; gelegentlich auch Hauff.

Wo sie versuchten, das Märchen ernsthaft, d. h. naiv, zu

behandeln, sind beide gescheitert, wenn sie dem Charakter des Märchens auch viel näher bleiben als freilich die Romantiker und ihre Nachahmer. Die Unmöglichkeit, den echten Märchen neue Erfindungen anzureihen, liegt darin, daß die größte Dichterkraft zwar gerade ausreicht, um den Märchenwundern etwa analoge Gebilde zu gestalten, daß aber kein Genie vermag, die Simplicität jener primitiven Verhältnisse in originalen Erfindungen zu erreichen, innerhalb welcher jene Gestalten erst eine Wahrheit werden. Ich will gar nicht von den Romantikern reden, von denen Rosenkrantz sehr treffend sagt, daß viele von ihnen das Märchenhafte darin zu suchen schienen, daß sie die Natur verfälschten und verfrazzten; bei ihnen Allen artet die Phantasie in Phantastik aus, und weil sie überhaupt ein die Phantasie beherrschendes Stilgesetz nicht gern anerkannten, so konnte ihnen nichts willkommener sein als die Theorie von einer Dichtungsart, deren Wesen in der Regellosigkeit der Einbildung bestünde. Doch auch die besseren modernen Märchendichter sind in die beiden Fehler verfallen, die, wie mir scheint, diesen Versuchen unvermeidlich anhaften: ihre ernsthaften Märchen sind entweder bizarr oder sentimental. Bizarr, d. h. willkürlich und deshalb häßlich mit der Wirklichkeit contrastirend werden sie, sobald sie die Verhältnisse des modernen täglichen Lebens mit dem Wunder combiniren, und indem sie die bekannten und gewohnten Zusammenhänge hier und da durchbrechen, seinen ganzen Bestand in Frage stellen.

Je geistreicher sie hierin verfahren, desto mehr rufen sie den Eindruck des Unheimlichen und Beängstigenden hervor, was das echte Märchen niemals thut. *Die Sentimentalität* herrscht in ihnen vor, sobald sie die moderne Denk- und Empfindungsweise den Natur-Dingen beilegen, wie Andersen das in so virtuoser Weise versteht: sie erregen dann eine schwermüthige Stimmung, die den Volksmärchen ebenso fremd ist. In beiden Fällen sind sie für keinen Leserkreis weniger geeignet als für die Kinderwelt. Wird Beides vermieden, so bleibt nur die directe Nachahmung und Wiederholung der alten Motive, *oder das Märchen muß sich eine ganz neue Region eröffnen*, der denn auch alle wirklich guten modernen Märchen, auch der genannten Dichter, in der That angehören. Die Phantasie muß das ihr unentbehrliche, sie lenkende Gesetz durch einen *bestimmten Ideenzusammenhang* empfangen, den der Dichter mit den reichen, von ihr gewährten Mitteln zur Anschauung bringt; mit einem Wort: *das Kunstmärchen erreicht in seiner Art die künstlerische Vollendung nur, insofern es im echten Sinne allegorisch ist.*

Und Goethe's Knabenmärchen, wird man einwenden, und seine neue Melusine? Die letztere ist einfache Nachahmung, und das erstere verfällt allerdings in den Fehler, in denselben wie etwa Tieck's „Elfen", daß es einer schwelgerischen Phantasie einen unberechtigten Einbruch in das wirkliche Leben gestattet. Es beruht auf dem Reize knabenhafter Träu-

merei, die der unbestimmten Sehnsucht nach Genuß farbige und reich gestaltete Befriedigung vorspiegelt. Mag immerhin das Märchen vom „neuen Paris" mit der später erworbenen Kunst des Dichters erzählt sein, so ist es, meiner Meinung nach, aufs Wort zu glauben, wenn Goethe es als eine Erfindung seiner frühen Knabenjahre ausgiebt.

Wie schon gesagt, ganz unmöglich ist es, jenen Gebilden, die der Wunderglaube des Volkes seit seinen Kinderjahren in dem Leben und aus dem Leben sich geschaffen hat, neue Erfindungen gleicher Art ebenbürtig an die Seite zu stellen; immer wird ihnen der Grund und Boden mangeln, auf dem sie stehen können. Aber in dem unendlich weiten Reiche, das die moderne Welt als Eigenthum sich erworben hat, da mag der Dichter die Gestaltungskraft seiner Phantasie uns erweisen: die tausendfältigen Beziehungen des Gedankens mag er nicht müde werden in Bildern und Handlungen den Sinnen darzustellen und so der Erkenntniß zuzuführen. Gewiß wird er des einfachsten Mittels dazu am häufigsten sich bedienen, die das Leben beherrschenden Ideen, oder die ihm als Führer dienen sollen, durch die Nachahmung des Lebens selbst zur Erscheinung zu bringen. Gesetzt aber, es fiele ihm einmal ein, von einem höheren Standpunkte, als die Betrachtung und Darstellung des wirklichen Lebens ihn zuläßt, wo Alles sich schrittweise vollzieht, nach einem Zusammenhange der Ideen zu suchen, er stellte sich nach irgend einem Gesichtspunkte die bisherige Entwickelung der

Dinge in wenigen großen Zügen dar, und auf diesem Grunde baute sich ihm in die ferne Zukunft hinein eine weitreichende Perspective auf: sollte er seiner erregten Phantasie da nicht gestatten dürfen, die geistigen Potenzen, die sich ihm in Thätigkeit und Wechselbeziehung zeigen, zu gestalten und zu formen, sie mit entsprechenden Eigenschaften auszustatten und sie mit einander in Handlung zu setzen, wofern er nun sicher ist, daß diese seine ideenbefruchtete Phantasie ihm Schönheiten gebären wird und keine Wechselbälge? Hier mag er nun mit Zeit und Raum nach Belieben schalten, wunderkräftig mag er als Herrscher über alle Naturgesetze sich stellen, um so eher wird es ihm gelingen, wenn er anders mit den Musen Gemeinschaft hat, als Einzelner den Völkern nachzuschaffen, mit dem Bedeutenden das Schöne zu verbinden. Oder er mag umgekehrt in die engen Kreise des wirklichen Lebens sich zurückwenden, es mag ihn aber gelüsten, nicht in der Individualität des einzelnen Falles, sondern mit der typischen Allgemeinheit des Gesetzes die das Leben beherrschenden geistigen Kräfte zu versinnlichen: warum soll er nicht in derselben Weise sie zu Gestalten verdichten und mit der Hilfe des Wunders in lebendiger Handlung sie selbst ihrer Functionen sich entledigen lassen? In beiden Fällen wird der Gedankeninhalt, der die Phantasie bestimmte, diese Gestalt zu erfinden und in Thätigkeit zu setzen, sie nicht hindern, der Dichtung die ganze gegenständliche Lebendigkeit und Wahrheit und die volle Frische des poetischen

Hauches mitzutheilen, die dem echten Kunstwerke eigen sind, vielmehr wird anmuthige Frische und Reichthum an gegenständlichen Beziehungen aus dem lebendigen Inhalte der handelnden Personen der Erzählung zuströmen.

Es bedarf eben jede freie Erdichtung eines in ihr selbst liegenden treibenden Motivs.

Hierin liegt auch der Grund, warum in der modernen Märchenliteratur neben den allegorischen Märchen die satirischen den ersten Platz behaupten. Eine genaue Prüfung der Andersen'schen Märchen wird, wie ich glaube, diese Resultate bestätigen. Uebrigens hat auch das Alterthum Beispiele allegorischer Märchen aufzuweisen, wie z. B. das Märchen von Amor und Psyche; und wenn manche der sokratisch-platonischen Fictionen wie z. B. im Phädrus und im Symposion im strengsten Sinne nicht dazu gerechnet werden können, ebenso wenig als Lessing's Erzählung von den drei Ringen im Nathan, so liegt das einmal daran, daß diese Stücke episodisch und nicht selbstständig auftreten, und dann, daß sie eben deshalb der epischen Fülle zu Gunsten einer strengeren Verdeutlichung der Gedanken entsagen. Das allegorische Märchen verfährt anders: hat es seine Personen und deren gegenseitige Hauptbeziehungen und Entwickelungen nach Maßgabe der leitenden Ideen festgestellt, so schafft es ihnen eine eigene Welt, in welcher sie sich frei bewegen, in der sie leben und weben, wirken und schaffen, nicht sowohl als lediglich ideelle Functionen, sondern mit der heitern Anmuth und

Fülle des gesammten poetischen Apparates, dessen überall die Dichtung sich bedient.

Als das vollendetste Musterstück der so bezeichneten Gattung erscheint mir Goethe's Märchen in den Unterhaltungen. Und so glaube ich es denn auch als eine entscheidende Probe bezeichnen zu müssen, durch welche eine richtige Deutung desselben sich zu bewähren hätte, daß nicht allein der specifisch märchenhafte Reiz desselben durch die Deutung nicht zerstört werden müßte, daß nicht allein der geringste Zwang der Interpretation vermieden sein und doch die Existenz einer jeden handelnden Person und ihre Hauptäußerungen motivirt erscheinen müßten, sondern daß der poetische Genuß, den das Märchen an sich in so hohem Maße gewährt, durch die richtige Deutung, was das Ganze und was jeden einzelnen Theil betrifft, sich verdoppele.

II.

Wenn von den vielen vorhandenen Deutungen keine einzige der so gestellten Forderung genügt, so liegt das meines Erachtens daran, daß sie in dem einen Punkte, in dem sie alle mehr oder minder einig sind, sämmtlich irren: daß sie nämlich alle dem Märchen eine Beziehung auf die französische Revolution zuschreiben, an welche auch die, welche gar keine politische Idee darin entdecken, wenigstens mittelbar anknüpfen. Diese Annahme schien durch die Zeitverhältnisse sowie durch die Einleitung der Unterhaltungen nahegelegt.

Wollen wir uns die Stimmung vergegenwärtigen, mit welcher Goethe den damaligen, von Grund aus bewegten Zeitereignissen gegenüberstand, so giebt es dazu kein besseres Mittel als die Lecture der Schriften, in welchen er freilich fast drei Jahrzehnte später, aber doch nach unmittelbaren Aufzeichnungen, seine damaligen Erlebnisse darstellt: „Die Campagne in Frankreich" und „Die Belagerung von Mainz". Aus derselben Zeit, in der jene Tagebücher geschrieben wurden, stammt der Entwurf zu den „Unterhaltungen", die bekanntlich schon 1793 begonnen wurden.

Bis zum Ueberdrusse ist das Thema von Goethe's man-

gelndem Patriotismus behandelt worden. Was ist dem einzigen Manne in dieser Beziehung nicht Alles nachgeredet und übel gedeutet worden. Freilich geschieht das heute nicht mehr mit der an Fanatismus grenzenden Gehässigkeit, wie das in den dreißiger und vierziger Jahren bei den literarischen Größen des jungen Deutschlands Mode war. Börne liefert davon die ergötzlichsten Proben.

Ein Wiener Gelehrter hatte an ihn über Goethe geschrieben: „Dieser Mensch ist ein Muster von Schlechtigkeit. ..... Um so viel Rousseau mehr ist als Schiller, um so viel ist Goethe schlechter als Voltaire .... Dieser Goethe ist ein Krebsschaden am deutschen Körper, und das Aergste ist noch, daß Alles die Krankheit für die üppigste Gesundheit hält und den Mephistopheles auf den Altar setzt und Dichterfürsten nennt. Ja Fürsten-, Despotendichter sollte er eigentlich heißen." Dazu bemerkt Börne Folgendes:

„Wie wahr, wie wahr das Alles, und wie heilsam wäre es, solche Gesinnung — nicht zu verbreiten, sie ist verbreitet genug — sondern den Muth zu verbreiten, sie auszusprechen, Goethe ist der König seines Volkes; ihn gestürzt und wie leicht denn mit dem Volke fertig zu werden! Dieser Mann eines Jahrhunderts hat eine ungeheure hindernde Kraft; er ist ein grauer Staar im deutschen Auge, wenig, nichts, ein Bischen Horn, aber beseitigt das — und eine Welt wird offenbar. .... Seit ich fühle, habe ich Goethe gehaßt, seit ich denke, weiß ich warum." Und an einer anderen Stelle:

„Goethe, der angstvoller als eine Maus beim leisesten Geräusch sich in die Erde hineinwühlt und Luft, Licht, Freiheit, ja des Lebens Breite, wonach sich selbst die todtgeschaffenen Steine sehnen — Alles, Alles hingiebt, um nur in seinem Loche ungestört am gestohlenen Speckfaden knuppern zu können!" In ähnlichem Tone sprechen gelegentlich die Scherr und Wolfg. Menzel von Goethe, um ihrer eigenen Freiheitsliebe ein Zeugniß auszustellen, von denen z. B. der erstere den Tasso ein widerlich servilés Product, das Hohelied der deutschen Bedientenhaftigkeit nennt, während es in dem „Büchlein von Goethe" folgendermaßen heißt: „Laßt einmal zwanzig, dreißig Jahre durch das Land gehen und sich alle gährenden Elemente gesondert und geschieden haben, laßt uns Deutsche noch mehr zur Selbstbewußtheit unseres Wesens gelangt sein, und dann gebt einmal Acht, wessen Liebling er noch ist, und was von seinen vierzig Bänden noch gelesen wird."

Die Prophezeiung ist nicht eingetroffen; aber noch immer ist es bei einem Theile des deutschen Publikums und auch der Gelehrten beliebt, auf den Politiker Goethe zu schelten. Da ist einmal sein Mangel an Enthusiasmus für die Ideen von 1789, da ist ferner seine Anerkennung Napoleon's, da ist drittens, der schwerste Vorwurf, die Passivität seiner Haltung in der Zeit der Freiheitskriege. Auch Schiller entgeht diesen Tadlern nicht, aber von ihm hat das deutsche Volk doch wenigstens eine Anzahl erhebender und zündender patriotischer Dichterworte, die Zierden auf dem Panier der natio-

nalen Bewegung, während man bei Goethe nach solchen pathetischen Weckrufen der vaterländischen Begeisterung vergeblich sucht. Ja, man findet sie nicht, aber man lese ihn, ich will nicht sagen mit der Pietät, die er verdient, sondern nur ohne Vorurtheile, und man wird Anderes die Fülle finden, was mehr ist als Ersatz.

Vor Allem! Goethe war keine pathetische Natur wie Schiller, und dennoch macht die Begeisterung den Grundzug seines Wesens aus; von ihm rührt das Wort her: „Das Beste, was wir aus der Geschichte lernen, ist der Enthusiasmus.“ Aber wie bei Schiller das declamatorische Pathos seiner Jugend mit zunehmenden Jahren immer mehr der ruhigen Klarheit einer überlegenen Weltanschauung Platz machte, so war bei Goethe die dazu erforderliche Reife schon in überraschend frühem Lebensalter eingetreten. Seine Anlage und Erziehung, sowie seine Lebensverhältnisse wirkten dazu in gleicher Weise mit. Schiller behielt auch in seinen letzten Jahren die Neigung, deren übertriebenes Vorwalten der Fehler seiner Erstlingswerke ist, von dem Feuer abstract gefaßter Ideal-Vorstellungen unmittelbar ergriffen, sich fortreißen zu lassen und ihnen so den Ausdruck zu geben, der eben, sofern er einseitig ist, gerade am meisten zu erfassen vermag. -

Es ist bekannt, mit welchem Widerstreben Goethe sich im Beginne seines engeren Verkehrs mit Schiller dazu verstand anzuerkennen, daß auch er der speculativen Ideen nicht

entrathen könnte; dennoch kehrte er immer auf's Neue zur Anschauung und zur Erfahrung zurück. „Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in dem sowohl die Speculation als die willkürliche und blos sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so gern verliert," so schrieb in jenem berühmten Brief Schiller an seinen neu gewonnenen Freund. Einer solchen Natur mußte das, was der moderne Liberalismus „politische Gesinnungstüchtigkeit" nennt, in seinem Grundwesen, wie in allen seinen Aeußerungen tief verhaßt sein, zumal da er selbst ein praktisch thätiger Staatsmann war; daß sein Wirkungskreis ein kleiner war, ändert an der Sache gar nichts. Ich meine, daß er das bloße Schwärmen für Freiheitsideale und den eifernden Streit über politische Theorien für gar nichts hielt, ja für schädlich, insofern er den Schein einer Wirksamkeit erweckt, die doch nichts schafft. Jede Opposition, äußerte er einmal gegen den Kanzler von Müller, scheine ihm absurd, „die nicht zugleich etwas Positives erstrebe". Er schätzte nur die schaffende Thätigkeit. Nichts Schlimmeres gab es ihm, als „sich im finstern Kreise ewigen Tadelns des Bestehenden herumzutreiben". Eine förmliche Theorie der Unzufriedenheit stellte er gegen den Kanzler auf: „Was wir in uns nähren, das wächst; das ist ein ewiges Naturgesetz. Es giebt ein Organ des Mißwollens, der Unzufriedenheit in uns, wie es eines der Opposition, der Zweifelsucht giebt. Je mehr wir ihm Nahrung

üben, je mächtiger wird es, bis es sich zuletzt gan in ein krankhaftes Geschwür umwandelt der) um sich frißt. Dann setzt sich Reue, Vorurf und andere Absurdität daran, wir werden ungerecht n Andere und gegen uns selbst. Die Freude am fremden und eigenen Gelingen und Vollbringen geht verloren; aus Verzweiflung suchen wir zuletzt den Grund alles Uebels außer uns, statt es in unserer Verkehrtheit zu finden. Man nehme doch jeden Menschen, jedes Ereigniß in seinem eigentlichen Sinne, gehe aus sich heraus, um desto freier wieder bei sich einzukehren."

So finden sich in seinen Schriften allerdings weder Declamationen gegen die Tyrannen, noch Tiraden zum Lobe der Freiheit, noch überhaupt irgend welche zum Handeln fordernde Aeußerungen über Dinge, die nicht Bereiche seines eigenen Wirkens lagen. im eminentesten Sinne ein politischer Mensch allein durch das stille Wirken in der Verwaltun- aarer Ländchens, sondern dadurch, daß er mit d igen ihm zu Gebote stehenden Mitteln una lich und unermüdet auf die unmittelbare organ Fortentwickelung des Bestehenden zum Bes n sich richtete. Seine Mittel aber waren geist aer tur, und so ist sein Wirken gewesen. „So wie chter politisch wirken will," sagt er zu Eckermann, „muß er einer Partei hingeben, und sowie er dieses thut, ist er

als Poet verloren; er muß seinem freien Geiste, seinem unbefangenen Ueberblick Lebewohl sagen und dagegen die Kappe der Bornirtheit und des blinden Hasses über die Ohren ziehen."

„Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an keine besondere Provinz und an kein besonderes Land gebunden ist, und das er ergreift und bildet, wo er es findet. Er ist darin dem Adler gleich, der mit freiem Blick über Ländern schwebt, und dem es gleichviel ist, ob der Hase, auf den er hinabschießt, in Preußen oder in Sachsen läuft." Aus dem so gewählten Beispiele geht deutlich hervor, daß Goethe mit dem engherzigen Patriotismus, den er ausschließt, nichts Anderes meinte, als was wir heute unter dem Namen des Particularismus ebenso verurtheilen.

„Und was heißt denn," fährt er fort, „sein Vaterland lieben, und was heißt denn patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln, was soll er denn da Besseres thun? Und wie soll er denn da patriotischer wirken? — An einen Dichter so ungehörige und undenkbare Anforderungen zu machen, wäre ebenso, als wenn man

von einem Regimentschef verlangen wolle: er müsse, um ein rechter Patriot zu sein, sich in politische Neuerungen verflechten und darüber seinen nächsten Beruf vernachlässigen. Das Vaterland eines Regimentschefs aber ist sein Regiment, und er wird ein ganz vortrefflicher Patriot sein, wenn er sich um politische Dinge gar nicht bemüht, als soweit sie ihn angehen, und wenn er dagegen seinen ganzen Sinn und seine ganze Sorge auf die ihm untergebenen Bataillone richtet und sie so gut einzuexerciren und in so guter Zucht und Ordnung zu erhalten sucht, daß sie, wenn das Vaterland einst in Gefahr kommt, als tüchtige Leute ihren Mann stehen."

„Ich hasse alle Pfuscherei wie die Sünde, besonders aber die Pfuscherei in Staatsangelegenheiten, woraus für Tausende und Millionen nichts als Unheil hervorgeht."

An einer anderen Stelle, an der er sich für einen Freund des Bestehenden erklärt, aber nur soweit dasselbe vortrefflich, gut, gerecht wäre, heißt es: „Für eine Nation ist nur das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfniß hervorgegangen, ohne Nachäffung einer anderen ..... Alle Versuche, irgend eine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfniß nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, sind daher thöricht und alle beabsichtigten Revolutionen solcher Art ohne Erfolg; denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält. Ist aber ein wirkliches Bedürfniß zu einer

großen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihm, und sie gelingt. Er war sichtbar mit Christus und seinen ersten Anhängern, denn die Erscheinung der neuen Lehre der Liebe war den Völkern ein Bedürfniß; er war ebenso sichtbar mit Luther, denn die Reinigung jener durch Pfaffenwesen verunstalteten Lehre war es nicht weniger. Beide genannten große Kräfte aber waren nicht Freunde des Bestehenden; vielmehr waren beide lebhaft durchdrungen, daß der alte Sauerteig ausgekehrt werden müsse, und daß es nicht ferner im Unwahren, Ungerechten und Mangelhaften so fortgehen und bleiben könne."

Ueber die Reactionsbestrebungen der zwanziger Jahre äußert er sich gegen den Kanzler folgendermaßen: „Im Princip das Bestehende zu erhalten, Revolutionen vorzubeugen, stimme ich ganz mit Ihnen überein, nur nicht in den Mitteln dazu. Sie nämlich rufen die Dummheit und die Finsterniß zu Hilfe; ich den Verstand und das Licht."

So findet er auch Deutschlands Aussichten auf Verwirklichung seiner Einheit in den Bestrebungen, den Verkehr und die wirthschaftliche Einheit zu fördern. Seine Größe und seine Hoffnung findet er „in seiner bewunderungswürdigen Volkscultur, die alle Theile des Reiches gleichmäßig durchdrungen hat".

Daher weihte er der Förderung derselben sein ganzes Leben.

Mit seinen Kräften, also als Dichter, dem Vaterlande

zu dienen, das war sein Patriotismus. Hieraus, aus dem Umstande, daß er von früher Jugend an die „festen Wurzeln seiner Kraft" tief eingesenkt hatte in den fruchtbaren Boden einer dem Vaterlande geweihten, treuen Wirksamkeit, hieraus ergab sich ihm früh die leidenschaftslose Ruhe, die ihn befähigte, mit wundervoller Klarheit dem bewegten Schauspiel um ihn her zuzuschauen. Nicht daß ihm die liebevolle Begeisterung fehlte, — wer war reicher daran als er — aber die einzige Begabung seiner Natur und die einzige Kraft und Ausdauer, mit der er sie entwickelt, gestattete ihm, den Blick in die Ferne gerichtet, das leidenschaftliche Für und Wider des beschränkten Tagesstreites zu überspringen und in der Richtigkeit seines Fühlens und Denkens das Gleichmaß zu bewahren. So erwuchs ihm die großartig überlegene und wahrhaft unparteiische Haltung, mit der er den Weltereignissen sich gegenüberstellen durfte.

Ist das bequeme, genußsüchtige Schlaffheit, vornehmes Ablehnen der bürgerlichen Pflichten? So freilich haben es die modernen Freiheits-Propheten genannt, deren Kraft in der überschäumenden Phrase ihren Anfang und ihr Ende hatte. Wer aber die Widerlegung nicht in jedem seiner Werke findet, der schaue auf die tägliche, arbeitsvolle Wirksamkeit des Mannes oder er blicke auf ihn, wie er vor Mainz sich mitten in die empörte Volksmenge wirft und die dem sicheren Tode geweihten Opfer ihr entreißt.

Jene Ruhe gegenüber den Ereignissen, die in der Cam-

igne in Frankreich, in der Belagerung von Mainz, in so
elen anderen seiner Werke, ihm heftige Gegner geschaffen,
ist nicht die Ruhe der Schlaffheit, es ist die Ruhe der
raft, die ihm oft genug eine Frucht schweren inneren
impfes gewesen sein mag. So äußert er sich in der ihm
jenen anspruchslosen Weise am Schlusse der Campagne:
lebrigens läßt sich hierbei bemerken, daß in allen wichtigen
litischen Fällen immer diejenigen Zuschauer am besten daran
id, welche Partei nehmen: was ihnen wahrhaft günstig ist,
greifen sie mit Freuden; das Ungünstige ignoriren sie,
hnens ab, oder legens wohl gar zu ihrem Vortheil aus.
er Dichter aber, der seiner Natur nach unparteiisch sein
id bleiben muß, sucht sich von den Zuständen beider kämpfen-
n Theile zu durchdringen, wo er dann, wenn Vermittlung
möglich wird, sich entschließen muß, tragisch zu endigen.
nd mit welchem Cyclus von Tragödien sahen wir uns von
r tosenden Weltbewegung bedroht!"

Und so stand er den ungeheuern Ereignissen in Frank-
ich gegenüber: „Das was mich innerlich beschäftigte, erschien
ir immerfort in dramatischer Gestalt, und wie die Hals-
mdgeschichte als düstere Vorbedeutung, so ergriff mich nun-
ehr die Revolution selbst als die gräßlichste Erfüllung: den
hron sah ich gestürzt und zersplittert, eine große Nation
is ihren Fugen gerückt und nach unserm unglücklichen Feld-
ig offenbar auch die Welt schon aus ihren Fugen."

„Indem mich nun dies Alles in Gedanken bedrängte,

eängstigte, hatte ich leider zu bemerken, daß man im Vaterande sich spielend mit Gesinnungen unterhielt, welche eben uch uns ähnliche Schicksale vorbereiteten."

„Ich kannte genug edle Gemüther, die sich gewissen Ausichten und Hoffnungen, ohne weder sich noch die Sache zu egreifen, phantastisch hingaben, indessen ganz schlechte Subecte bittern Unmuth zu erregen, zu mehren und zu benutzen trebten."

Und weiter: „Die Nachbildungen des Zeitsinnes blieben ür mich eine Art von gemüthlich tröstlichem Geschäft. Die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, fragmentarischer Versuch, das unvollendete Stück die Aufgeregten sind ebenso viele Bekenntnisse dessen, was damals in meinem Busen vorging; wie auch späterhin Hermann und Dorothea noch aus derselbigen Quelle floß, welche dann reilich zuletzt erstarrte."

Auf vortreffliche Weise gelangt in der Einleitung zu den Unterhaltungen jener unparteiische Standpunkt des Dichters zur Erscheinung. Eine überrheinische deutsche Aristokraten-Familie, durch die Revolutions-Kriege zur Auswanderung getrieben, tritt auf gesichertem deutschen Boden mit gewichtigen Männern des Vaterlandes in geselligen Verkehr. Die zahlreich vorhandenen Gegensätze in der Beurtheilung der Revolution und ihrer Bedeutung für die Welt kommen zum Ausdruck und reizen sich wechselseitig zu immer schrofferer Aeußerung, bis sie endlich einem Allen gleichmäßig er-

wünschten Verkehr, der in den bedrängten Zeiten durch gegenseitiges sich Tragen und Stützen doppelt erfordert schien, durch einen unheilbaren Bruch ein Ende machen. Es konnte keine günstigere Situation gefunden werden, um das, was Goethe's politisches Grundprincip war, zur deutlichen Anschauung zu bringen: der Streit der Worte hemmt und zerstört, nur das selbstlose Schaffen bringt Gedeihen und Förderung. So äußert gleich im Anfange die Baronesse: „Doch wie den reisenden Engländer der Theekessel in allen vier Welttheilen nicht verläßt, so wird die übrige Masse der Menschen von stolzen Anforderungen, Eitelkeit, Unmäßigkeit, Ungeduld, Eigensinn, Schiefheit im Urtheil, von der Lust, ihrem Nebenmenschen tückisch etwas zu versetzen, überall hin begleitet . . . . . Wie selten, daß uns die reine Tugend irgend eines Menschen erscheint, der wirklich für Andere zu leben, für Andere sich aufzuopfern getrieben wird." Das hindert die Gemüther nicht, aufeinander zu platzen: Der Geheimerath gesellt sich zu dem Kreise: „ein Mann, dem die Geschäfte von Jugend auf zum Bedürfniß geworden waren, der das Zutrauen seines Fürsten verdiente und besaß. Er hielt sich streng an Grundsätze und hatte über manche Dinge seine eigene Denkweise. Er war genau im Reden und Handeln und forderte das Gleiche von Andern. Ein consequentes Betragen schien ihm die höchste Tugend. Sein Fürst, das Land, er selbst hatten viel durch den Einfall der Franzosen gelitten, er hatte die Willkür der Nation, die nur vom Gesetz sprach,

kennen gelernt, und den Unterdrückungsgeist derer, die das Wort Freiheit immer im Munde führten; er hatte gesehen, daß auch in diesem Falle der große Hause sich treu blieb und Wort für That, Schein für Besitz mit großer Heftigkeit aufnahm."

Dagegen ist Karl, der Neffe der Baronesse, ein enthusiastischer Freund der Neufranken, „deren Gesinnung er nach öffentlichen Reden und Aeußerungen Einzelner beurtheilte" und unterschiedslos mit unmäßigem Lobe überschüttete. In äußerster Heftigkeit entbrennt der Streit bei dem Urtheil über die Mainzer Clubbisten, da es sich hier um den Versuch einer Uebertragung der Neuerungen auf den heimischen Boden handelt. Der Streit nimmt den Verlauf, wie Goethe ihn bis zum äußersten Ueberdruß so häufig um sich her erlebt hatte, und dem politische Controversen zu allen Zeiten unter nur annähernd verwandten Umständen wie nach einem innewohnenden Naturgesetze unterworfen sind: er endet mit einer grellen Dissonanz.

Das Unbehagen, welches des gestörten Kreises sich bemächtigt, wird durch energisch-verständige Einwirkung der Baronesse allmälig gehoben, die in goldenen Worten für die Forderung einer durch geistige Bildung veredelten, durch Selbstbeherrschung getragenen Geselligkeit eintritt. Man trifft die Auskunft, daß man die unentbehrliche Aeußerung lebhaft gehegter Ueberzeugungen auf den engeren Verkehr mit Gleichgesinnten beschränken will, und daß die Unterhaltung des

größeren geselligen Cirkels durch erfreuliche Mittheilung des Wissenswerthen, Schönen und allgemein menschlich Interessanten gebildet werden soll. So geht die Einleitung zu den Unterhaltungen weit darüber hinaus, etwa nur den Rahmen zu den nachfolgenden Erzählungen zu bilden, sie giebt vielmehr, abgesehen von der vortrefflichen Art, wie sie Goethe's Meinung über die Unleidlichkeit des sogenannten „politischen" Streitens und über den Werth einer wirklichen, echten Unterhaltung darstellt, in sehr entschiedener Weise seine Stellung zu der französischen Revolution zu erkennen. Durch das, was in den feurigen Reden Karl's Grund hat, zollt er den gerechten Impulsen und Forderungen derselben volle Anerkennung, während zugleich in den Abweisungen des Geheimeraths ihre Verirrungen auf das treffendste bezeichnet und die Versuche, die in Frankreich unvermeidlich gewordene Umwälzung nach Deutschland zu verpflanzen, auf das entschiedenste verurtheilt werden.

Nun folgt auf die Gespenstergeschichten und novellenartigen Erzählungen, mit denen der Alte die Gesellschaft unterhält, das Märchen, dessen unverkennbar politische Elemente die Erklärer denn auf die Auskunft gebracht haben, Goethe habe in neckischer Weise die principiell ausgeschlossene Frage über die Revolution hier in einer Verkleidung aufs Neue introducirt. Ich glaube, diejenigen haben Recht, die eine solche Handlungsweise als in sich abgeschmackt Goethen nicht imputiren wollen. Ich bin im Gegentheil der Ueberzeugung,

daß Goethe dieses Themas so herzlich überdrüssig war, wie nur die Personen seiner fingirten Unterhaltungen selbst. Aber wenn man die leidigen Discurse über die brennenden Tagesfragen ausgeschlossen hatte, wo steht denn in der Einleitung zu den Unterhaltungen geschrieben, daß man sich auch eine jede Reflexion über die großen historischen Verhältnisse alter und neuer Zeit, der eigenen Heimath und fremder Länder untersagt hatte, daß man nicht vielmehr diese, sofern sie den leidenschaftlichen Parteistreit nicht berührten, als mit zu den willkommensten Gegenständen einer belebenden und erfreuenden Unterhaltung gehörig betrachtete. Gerade so äußert sich die Baronesse: „Laßt uns dahin übereinkommen, daß wir, wenn wir beisammen sind, gänzlich alle Unterhaltung über das Interesse des Tages verbannen. . Wie lange haben wir belehrende und aufmunternde Gespräche entbehrt! Wie lange hast Du uns, lieber Karl, nichts von fernen Ländern und Reichen erzählt, von deren Beschaffenheit, Einwohnern, Sitten und Gebräuchen Du so schöne Kenntnisse hast! Wie lange haben Sie — so redete sie den Hofmeister an — die alte und neue Geschichte, die Vergleichung der Jahrhunderte und einzelner Menschen schweigen lassen!"

Noch unmittelbar vor dem Beginne des Märchens hören wir von der Baronesse eine solche allgemeine politische Bemerkung, indem sie auf die von dem Geistlichen angeführte Lebensregel, welche die Moral der letzten Erzählung enthält: „Eigentlich sollte jeder Mensch sowohl sich selbst Enthaltsamkeit

als Anderen Gehorsam geloben, nicht um sie immer, sondern um sie zur rechten Zeit auszuüben," erwiedert: „So komme auch in einem Reiche Alles auf die executive Gewalt an; die gesetzgebende möge so vernünftig sein, als sie wolle, es helfe dem Staate nichts, wenn die ausführende nicht mächtig sei."

Um es kurz zu sagen: eine genaue Prüfung der ganzen Sachlage und vor Allem des Märchens selbst hat für mich dies Ergebniß, daß das Märchen mit der Revolution lediglich gar nichts zu schaffen hat, daß es aber dennoch durch und durch politisch ist: es handelt von dem deutschen Vaterlande; es stellt dar, wie innerhalb der ungenügenden und hoffnungslosen Zustände des deutschen Reiches die Kräfte der Nation, durch die folgenreichsten Anregungen geweckt, sich in immer bedeutsamerer Thätigkeit zu regen beginnen, wie sie mit immer klarer werdendem Bewußtsein sich alle gemeinsam immer mehr einer großen Aufgabe zuwenden; in einer wahrhaft prophetischen Vision läßt es alle diese vereint wirkenden Kräfte das Werk der Erlösung und Wiedergeburt der Nation zur glorreichen Vollendung bringen.

Wenn die Brücke gebaut ist, der Tempel am Flusse steht, dann wird die Nation in innerlicher Einheit und in ... gerüsteter Kraft dastehen; diesen Sinn hat für mich ... Aeußerung Goethe's in seinem Briefe an Schill... September 1795. „Selig sind, die da Märche... denn Märchen sind à l'ordre du jour. Der Land-

graf von Darmstadt ist mit zweihundert Pferden in Eisenach angelangt, und die dortigen Emigrirten drohen sich auf zu repliiren. Der Kurfürst von Aschaffenburg wird in Erfurt erwartet.

Ach! — warum steht der Tempel nicht am Flusse,
Ach! — warum ist die Brücke nicht gebaut!

Ich wünsche indessen, weil wir doch immer Menschen und Autoren bleiben, daß Ihnen meine Production nicht mißfallen möge. Wie ernsthaft jede Kleinigkeit wird, sobald man sie kunstgemäß behandelt, habe ich auch diesmal wieder erfahren. Ich hoffe, die 18 Figuren dieses Dramatis sollen, als soviel Räthsel, den Räthselliebenden willkommen sein."

Es ist dies die einzige Stelle, an der Goethe den Schleier einmal lüftet.

Es war die Zeit, als nach dem Baseler Frieden das Reich durch die entgegengesetzten Bestrebungen Preußens, die Einzelstaaten zu dem Separatfrieden hinüberzuziehen, und Oesterreichs, sie bei seiner Politik zu erhalten, zerrissen wurde. Als nun aber bei der Wiedereröffnung des Feldzuges die Franzosen in raschem Fortschreiten über den Rhein drangen, da erreichte die völlige Zerrüttung ihren Höhepunkt. Damals, als man selbst die Gegner in scheuer Angst sich hinter die schützende Neutralitätslinie flüchten sah, als es nun aller Welt klar wurde, daß die äußere Einheit des Reiches auch nur ein Name zu sein schon aufgehört hatte, schrieb Goethe jene resignirten Zeilen. Nach seiner Weise gestattete er nur für einen

Moment den Blick in das Innere seines Verhaltens gegenüber den Welthändeln; seine Stellung zum Herzog hatte ihm hierin vom ersten Augenblick die strengste Zurückhaltung zur unverbrüchlichen Gewohnheit gemacht. Er kehrt dem Freunde gegenüber sofort zu den ästhetischen Interessen zurück. Aber es ist nicht mißzuverstehen, wenn er gerade in dieser Verbindung die Personen seines Märchens als Räthsel bezeichnet.

Die eine Aeußerung von Schiller, die auf seine Meinung über den Sinn des Märchens einen Schluß erlaubt, spricht gleichfalls dafür, daß er ihm eine politische Bedeutung beilegte: „Sie haben sich durch die Behandlungsweise die Verbindlichkeit aufgelegt, daß Alles Symbol sei. Man kann sich nicht enthalten, in Allem eine Bedeutung zu suchen," schreibt er am 29. August. Und am 16. October: „Es ist mir in der That lieb, Sie noch ferne von den Händeln am Main zu wissen. Der Schatten des Riesen könnte sie leicht etwas unsanft anfassen. Es kommt mir oft wunderlich vor, mir Sie so in die Welt hineingeworfen zu denken, indem ich zwischen meinen papiernen Fensterscheiben sitze und auch nur Papier vor mir habe, und daß wir uns doch nahe sein und einander verstehen können."

Es scheint mir nicht zweifelhaft, daß Schiller somit
en Personen des Märchens sich in politischem
Dennoch bin ich der Ueberzeugung, daß weder in
nd einem Andern Goethe jemals selbst die zusamm

hängende Auslegung gegeben hat: Niemand ist eben gern sein eigener Interpret, am allerwenigsten aber mag der Dichter dessen Amt gegenüber den Gebilden der eigenen Phantasie übernehmen.

Mochte ein Jeder es zu verstehen suchen, und wer es nicht verstand, mochte der es für ein bedeutungsloses Spiel der Phantasie halten. Oft genug mag Goethe dringlichen Fragen oder freundschaftlichen Andeutungen gegenüber sich hinter einem solchen Vorgeben verschanzt haben. Oder will man es für etwas Anderes als eine feine, leicht ironische Ausflucht halten, will man es als Ernst verstehen, wenn er an W. v. Humboldt schreibt: „Es war freilich eine schwere Aufgabe, zugleich bedeutend und bedeutungslos zu sein." Eine bewußte Mystification also, und wie er an Schiller schreibt, ernsthaft und kunstmäßig behandelt! Ich würde es nicht glauben, auch wenn ich in dem Märchen selbst den klaren Gegenbeweis nicht erblickte. Auch folgende Aeußerung Goethe's gegen Riemer aus dem Jahre 1809 spricht dagegen: „Das Märchen komme ihm gerade so vor, wie die Offenbarung St. Johannis, die man noch auf Napoleon deute. Es fühle ein Jeder, daß noch etwas drin stecke, und wisse nur nicht, was."

Freilich blieb ihm nichts übrig, als die Deutung zu verleugnen, und daß er das konnte, dafür war eben durch den Umstand für alle Zeiten ausreichend gesorgt, daß er keine gewöhnliche Allegorie

gemacht hatte, sondern eben ein Märchen! So ist das Xenion zu verstehen:

Mehr als zwanzig Personen sind in dem Märchen geschäftig.
„Nun und was machen sie denn alle?" „Das Märchen, mein Freund'!"

Der ernsten Bedeutung kann das Spiel der künstlerischen Phantasie nicht entbehren, aber der verständige Sinn muß so völlig im Feuer der Schönheit geschmolzen sein, daß er wohl als eigener Geist den Personen der Handlung innewohnt, nicht aber als der ihnen fremde Geist des Dichters sie in verständlicher Weise äußerlich bestimmt. Genau in diesem Sinne schreibt Goethe am 4. Februar 1797 an Schiller: „Vielleicht bildet sich die Idee zu einem Märchen, die mir gekommen ist, weiter aus. Es ist nur gar zu verständig und verständlich, drum will mir's nicht recht behagen; kann ich aber das Schiffchen auf dem Ocean der Imagination recht herumjagen, so giebt es doch vielleicht eine leidliche Composition, die den Leuten besser gefällt, als wenn sie besser wäre." Und ebenso verstehe ich den schon erwähnten Brief an Humboldt, in welchem er mit der feinsten Ironie gerade das ausführt, was Jener im Märchen nicht zu finden vermocht hatte: „Es war freilich eine schwere Aufgabe, zugleich bedeutend und bedeutungslos zu sein. Ich habe noch ein anderes Märchen im Sinne, das aber gerade umgekehrt ganz allegorisch werden soll und das also ein sehr subordinirtes Kunstwerk werden müßte, wenn ich nicht hoffte, durch eine sehr lebhafte Darstellung die Erinnerung an die Allegorie in jedem

Augenblicke zu tilgen." Ganz dasselbe finde ich schließlich in den das Märchen unmittelbar vorbereitenden Worten der Unterhaltungen: „Die Einbildungskraft ist ein schönes Vermögen," sagt Karl zum Alten, „nur mag ich nicht gern, wenn sie das, was wirklich geschehen ist, verarbeiten will: die luftigen Gestalten, die sie erschafft, sind uns als Wesen einer eigenen Gattung sehr willkommen; verbunden mit der Wahrheit, bringt sie meist nur Ungeheuer hervor und scheint mir alsdann gewöhnlich mit dem Verstande und mit der Vernunft im Widerspruche zu stehen. Sie muß sich, däucht mich, an keinen Gegenstand hängen, sie muß uns keinen Gegenstand aufdringen wollen; sie soll, wenn sie Kunstwerke hervorbringt, nur wie eine Musik auf uns selbst spielen, uns in uns selbst bewegen, und zwar so, daß wir vergessen, daß etwas außer uns sei, das diese Bewegung hervorbringt."

Diese extreme Ansicht, die Goethe eine seiner Personen aussprechen läßt — dieselbe, welche nachher die Romantiker aufgriffen — modificirt er doch durch die Erwiderung des Alten:

„Fahren Sie nicht fort, Ihre Anforderungen an ein Product der Einbildungskraft umständlich auszuführen! Auch das gehört zum Genuß an solchen Werken, daß wir ohne Forderungen genießen: denn sie selbst kann nicht fordern, sie muß erwarten, was ihr geschenkt wird; sie macht keine Plane, nimmt sich keinen Weg vor, sondern sie wird von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt, und indem sie sich hin

und her schwingt, bezeichnet sie die wunderlichsten Ba
die sich in ihrer Richtung stets verändern und wen
Lassen sie auf meinem gewöhnlichen Spaziergange erst d
sonderbaren Bilder wieder in meiner Seele lebendig werden,
die mich in früheren Jahren oft unterhielten. Diesen Abend
verspreche ich Ihnen ein Märchen, durch das Sie an nichts
und an Alles erinnert werden sollen."

Und so bin ich am Ziele, um das Schlußresultat auszusprechen.

Goethe's Production ist ein wirkliches Märchen: als wirkliche Wesen handeln seine Personen, mit eigenem, selbstständigem Leben begabt, durch eine frei sich bewegende Phantasie in anmuthende Thätigkeit versetzt. Es ist vollkommen wahr, was A. W. von Schlegel von dem Märchen sagt: „Eine Reihe der lieblichsten Bilder zieht uns fort; sie gehen zuweilen in eine lächelnde Charakteristik und dann wieder in's Rührende über. Nie gab es einen liebenswürdigeren Schmerz als den der süßen Lilie; überhaupt erregt sie ein Gefühl, als wenn man den Duft der Blume, deren Namen sie führt, in freier Luft einathmet."

Doch eben weil das Gedicht ein echtes Märche so
sind seine Gestalten keine Gebilde leerer Willkür,
Grunde von Realitäten sind sie durch die F
er Phantasie erschaffen, und ebenso ist ihr
bei aller Freiheit kein buntes „Spiel von

Arabesken", sondern durch dasselbe Gesetz, welches ihnen einhauchte, unsichtbar geregelt. Allegorisch ist es den- durch und durch, denn diese Gestalten mit ihrem Thun d Treiben lassen uns eine großartige Gedankenreihe im itendsten Zusammenhange erkennen. Weil aber durch die vollkommenste Aehnlichkeit diese Begriffe und diese Gestalten sich fortwährend völlig decken, deshalb ist diese Allegorie zum vollendetsten Gedichte geworden, wie jede echt künstlerische Allegorie zum echten Kunstwerke wird.

Kein heilkräftigeres Mittel konnte Goethe finden, um der beängstigenden Wirkung der unentrinnbaren Zeitverhältnisse sich siegreich zu widersetzen, als daß er, die Noth des Vaterlandes gewahrend, den Blick auf alle die starken Kräfte wandte, die, seit lange schon im Ringen begriffen, in einer von fern her leuchtenden Zukunft ihm den gewissen, schönen Sieg verhießen.

Das Märchen enthält die Prophezeiung dieser Zukunft, die auf dem Gelingen der Arbeit sich aufbaut, an welche Goethe selbst den besten Theil seiner Kräfte setzte.

Eben deswegen durfte nie aus seinem Munde das Wort der Lösung erwartet werden.

Den Zeitgenossen blieb das „offenbare Geheimniß" verschlossen, wie es den Späteren sich verhüllte, bis die theilweise Erfüllung jener Vision es leichter machte, den Schleier zu lüften.

Was aber die Frage betrifft, ob die Deutung, die ich

auf dem angegebenen Grunde versuchen will, im Ganzen die richtige und bis in die Einzelheiten zutreffend sei, darüber muß die andere Frage entscheiden, ob sie der oben von mir gestellten Forderung entspricht: „daß nicht allein der Märchenreiz durch die Deutung nicht zerstört werde, daß nicht allein jeder Zwang der Interpretation vermieden sein müsse, sondern daß der poetische Genuß, was das Ganze und was die einzelnen Theile betrifft, sich lebendiger, reicher und tiefer gestalte."

III.

Als vor vier Jahren durch die gewaltigen Ereignisse des Krieges in wunderbarer Schnelligkeit, man möchte sagen über Nacht, der Traum des deutschen Volkes eine Wahrheit geworden war, da begann mitten in dem unermeßlichen Jubel jener Tage dennoch sehr bald der Blick sich rückwärts zu wenden mit der Frage: „Wie ist so Großes möglich geworden? Wie ist das Beispiellose zu begreifen? Und wenn das Wunderbare so großer Schickungen auch nicht rechnend zu erklären ist, so wirft doch die Betrachtung der Vergangenheit ein helleres Licht auf die Gegenwart, und wenn es durch sie gelingt, die gegenwärtigen Verhältnisse mit klarerem Bewußtsein zu verstehen, so eröffnet sie auch einen weiteren und sichereren Ausblick in die Zukunft.

Unter den vielen Stimmen, die sich damals erhoben, um unser Volk an diese Pflicht einer Einkehr in sich selbst zu gemahnen, erwarb sich mit Recht vorzugsweise Gehör und ungetheilte Zustimmung durch die Tiefe der Gedanken, Klarheit und Wärme der Darstellung und den hohen und vollen Schwung der nationalen Begeisterung eine Schrift von Hermann Baumgarten: „Wie wir wieder ein Volk geworden sind.“

Gerade die Kräfte, deren wenn auch getrennter, dennoch unablässig schaffender Wirksamkeit der Verfasser hier die Erhaltung und Regenerirung unserer nationalen Existenz zuschreibt, deren endlicher Vereinigung und unzertrennbarer Verbindung er den Sieg und die Hoffnung der Zukunft dankt, gerade diese Kräfte sind es, wie ich glaube, die in den Hauptzügen ihres Wesens und Wirkens sich dem in's Innere blickenden Auge Goethe's offenbarten, und deren gesonderte Entwickelung und endliche Vereinigung er in den anfangs so seltsam erscheinenden Fictionen des Märchens symbolisch darstellte; die Aehnlichkeit trifft dabei mit einer Genauigkeit zu, die sich bisweilen auch in den Einzelheiten, ich möchte sagen, bis auf den wörtlichen Ausdruck erstreckt.

Der Verfasser jener Brochure geht von dem Satze aus, daß wir Deutschen, die wir in den verschiedensten Wissenszweigen das unterrichtetste Volk seien, von unserer eigenen Vergangenheit weniger wissen als die meisten andern Culturvölker. Nach der Staufenzeit klafft eine weit sich dehnende Lücke. „Luther würde ein Mann sein, in dem wieder aller Deutschen Wissen und Theilnahme sich begegnete, wenn nicht in dem Buche unserer Geschicke geschrieben gestanden hätte, daß dieselbe große Bewegung, welche zuerst der Deutschen Ueberlegenheit in jenen Stücken offenbaren sollte, welche den Völkern am meisten die dauernde Stellung verleihen, in Gewissenhaftigkeit, in ernster Wahrheitserkenntniß, in uneigennütziger Hingebung an die reinen Mächte des Innern, daß

eben diese reformatorische Bewegung uns tiefer als irgend welche früheren Gegensätze spalten sollte."

Seitdem hat die Entzweiung nicht aufgehört. „Wir hatten eigentlich nur ein Gebiet, auf welchem sich die Gedanken der Deutschen so ziemlich einträchtig zusammenfanden: unsere Literatur. Was sich über Luther und Friedrich den Großen entzweiete, das vereinigte sich Gottlob bei Lessing, Goethe und Schiller."

Um aus dem Abgrund von Ohnmacht, Nichtigkeit und Selbstverachtung, in den das deutsche Volk im 17. Jahrhundert versunken war, sich zu erheben, bedurfte es zweierlei Kräfte; außer jener geistbildenden brauchte es eine staatbildende Kraft. „Wir mußten erlöst werden aus jenem jammervollen Trümmerwerk, welches das deutsche Reich hieß, aus dem entsittlichenden und landverderbenden Lügenwesen der verfaulten Reichsinstitutionen." „Wir mußten wiedergewinnen, was sich bis dahin für alle Völker von selbst verstanden hatte, weil es ein Volk erst zum Volke macht, den die Volksglieder zusammenhaltenden, ordnenden, erziehenden, schirmenden, politischen Organismus."

Der Verfasser entwickelt dann, wie gegenüber dem vernichtenden Einfluß der jesuitisch-ultramontanen Politik der Habsburger und Wittelsbacher und auch im Gegensatz gegen den bornirten Zelotismus des Ultra-Lutherthums sich innerhalb des in langen und harten Kämpfen stark gewordenen Organismus des brandenburgisch-preußischen Staates der erste

Retter erhob: Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst. Wie dann ein Jahrhundert später ganz Deutschland dem großen Friedrich zujauchzte, der uns mit mächtigem Stoß die so lange geschlossenen Pforten nationaler Macht aufsprengte." „Schon damals trat unser ganzes Dasein unter den bestimmenden Einfluß der preußischen Führung. Das von Friedrich aufgestellte Beispiel einer aufgeklärten, gewissenhaften, von aller confessionellen Befangenheit absolut freien und doch von religiösem Hauch erwärmten Staatspraxis riß Alles mit sich fort, was unter uns irgend lebensfähig war. Zuerst erfuhr Oesterreich den heilsamen Zwang, gegenüber einem solchen Feinde die stupiden Ueberlieferungen der guten alten Jesuitenzeit abzuwerfen, in Finanzen, Heerwesen, Volksbildung etwas preußische Ordnung und Thätigkeit zu erstreben. In Nord und Süd wurden die deutschen Kleinstaaten unwiderstehlich in die preußische Bahn geschoben, der ja im gewissen Maße ganz Europa folgen mußte. Es wurde unter uns hell!"

Wenn so die staatbildenden Keime sich mächtig zu entwickeln begannen, so waren die geistbildenden Kräfte in gleicher folgenreicher Entfaltung begriffen. Aber noch standen sie, fast ohne sich zu berühren, fast feindlich sich gegenüber. „Dieses deutsche Volk, das in seiner Jugend den Idealen des mittelalterlichen Lebens so ganz sich ergeben hatte, daß es über ihnen seine realsten nationalen Bedürfnisse vollständig vergaß; welches dann beim Anbruch der neuen Zeit mit

einem ganz gleichen Idealismus den tiefsten, freilich auch einseitigsten Zug der Reformation, das weltvergessende Glaubensleben, auf Kosten aller nationalen, politischen, wirthschaftlichen Interessen pflegte, dieses endlich in Staat- und Machtlosigkeit schwer geprüfte, aber auch nur noch mehr an die Reize eines kosmopolitischen Einzeldaseins gewöhnte Volk mochte nur allmälig an die straffe Zucht und die praktische Härte einer politischen Existenz wieder herangebracht werden. Das eigentlich deutsche Naturell, möchte man sagen, war ein staatsfeindliches geworden." Die große Literatur und der große König des achtzehnten Jahrhunderts standen sich fremd gegenüber, um so mehr, da dieser so ganz und gar als ein Schüler der französischen Aufklärungsliteratur sich bekannte, mit welcher unsere deutsche Kritik, so viel sie ihr verdankte, gerade damals den Kampf aufnahm.

„Er ging den rauhen, steinigen Weg der großen Politik, und wir schwärmten die erste Jugendliebe zu Allem, was gut und schön und erbaulich und rührend war, wir standen in der thränenreichen Verzückung eines aus langer, schaaler Prosa zu den ersten Ahnungen der Poesie wiedererweckten Volkes." „In solcher Zeit mußte natürlich der deutsche Geist seinen kühnsten Flug in den reinen Aether ewiger Wahrheit und Schönheit nehmen und das, wie er meinte, enge Treiben der Staatsmänner, die überall an Gegebenes gebunden sind und die erhabenen Zwecke der Menschheit kaum im dunkeln Hintergrunde ihrer Bemühungen haben, gründlich verachten."

Anders, wie bei den andern Völkern allen, erwuchs unsere große Literatur nicht aus einem Aufschwunge der gesammten nationalen Kräfte, sondern in innerlicher, auf sich selbst beschränkter, selbstständiger Entwickelung. „Das ganze Fundament dieses geistigen Baues wurde in mühsamer, überwiegend gelehrter Arbeit gelegt. Unsere Dichtung des vorigen Jahrhunderts ging in ihren Anfängen ganz überwiegend nicht aus froher Anschauung hervor, sondern aus Studium, nicht aus großen Lebenserfahrungen, sondern aus sorgfältigen Untersuchungen oder aus innerlicher Gemüthsarbeit. Erst mit dem Auftreten Goethe's wurde dieser Charakter zurückgedrängt. Aber auch bei ihm und sehr viel mehr wieder bei Schiller war das Reich der Ideen eine Hauptquelle der dichterischen Production." „Unabhängig von aller nationalen Wirklichkeit, wie sich diese Literatur heraufgearbeitet hatte, faßte sie die höchste ideale Sphäre, die rein menschliche, in's Auge." „Das Reich der Ideen, in dem sie lebten und webten, lag zu hoch über den kleinen irdischen Dingen."

Von hier ab aber muß ich von der Darstellung, der ich so lange gefolgt bin, in etwas abweichen.

Der Verfasser geht im weiteren Verlauf von der Thatsache aus, daß, trotzdem die Nation wohl niemals eine so ...he Fülle genialer Kräfte auf rein geistigem Gebiete th... gesehen hatte, sie dennoch der tiefen Erniedrigung unt... napoleonische Joch nicht entgehen konnte. Er mac... jenen großen Herrschern im Geistesreiche, selbst

Goethe, zum Vorwurf, wenn auch in der mildesten Weise, daß sie es nicht erkannt hätten, „daß ohne politische Thätigkeit die Harmonie der menschlichen Bildung nicht gewonnen werden kann." Jenes große und erfolgreiche Streben nach dem Schönen, jene ästhetische Erziehung wäre zu exclusiv, zu aristokratisch gewesen. „Die große Mehrzahl der Menschen empfängt die wichtigsten Ideen in religiöser Form und die mächtigsten Anregungen durch ein gesund entwickeltes Volks- und Staatsleben." Das ist gewiß tief und wahr bemerkt, und auch das Folgende, daß das Schwert sprechen müsse, um gewisse Thatsachen und auch gewisse Begriffe den Völkern verständlich zu machen, daß es ein verhängnißvoller Irrthum der Idee sei, wenn sie an ihre Selbstherrlichkeit glaube, daß sie erst in der wirklichen Welt mächtig werde, wenn sie das sittliche Gebiet des aufopferungsvollen Handelns erobern. Ich sage, das ist gewiß Alles unzweifelhaft richtig und in der erwähnten Darstellung sehr an seinem Orte, aber das eine möchte ich bestreiten, daß hiermit ein Vorwurf gegen unsere Dichter und Denker auszusprechen sei, die vielmehr mit dem, was sie thaten, gerade das Rechte wollten und auch erreichten. Vor Allen Goethe. Ich habe oben darauf hingewiesen, daß ihm gewiß nicht das Vaterland etwas Gleichgiltiges war, dessen er entrathen zu können meinte, sondern daß er ein sehr starkes Bewußtsein davon hatte, wie sein ganzes Wirken unzertrennlich mit dem Vaterlande verbunden und durch dasselbe bedingt war. Aber ein Einzelner hilft eben nicht; sondern

es müssen sich Viele zur rechten Stunde verbinden. Ein Jeder thue nur seine Pflicht im vollsten und weitesten Sinne, und es kann an dem schließlichen Erfolge nicht fehlen.

Jenes, was unserem Volke noch fehlte, um zu einer würdigen, nationalen Existenz zu gelangen, konnte ihm die herrlichste Geistesbildung für sich allein nicht verschaffen, ebensowenig, wie ohne sie das Ziel erreicht werden konnte. — Aber indem die Führer der geistigen Bewegung in Wissenschaft und Kunst so weit gingen, als ihre Kräfte reichten, sorgten sie am besten dafür, daß der große Moment, wenn er nun käme, auch ein großes Geschlecht fände. So war es vielmehr das Rechte, was der Verfasser von der deutschen Wissenschaft sagt, daß sie später, unbekümmert um die schwächlichen Anfänge des politischen Lebens in den süddeutschen Kammern, fortgrub im tiefsten Schacht der Wahrheit. Ich halte es für unrichtig, wenn er fortfährt: „Als Lessing, Goethe und Schiller uns ganz und gar in rein geistige Interessen einschlossen, da halfen sie freilich den kläglichen Fall von 1806 vorbereiten;“ ich glaube, dieser Fall hatte ganz andere Ursachen, und die ihn verschuldeten, krankten nicht an zu großem Idealismus. Um so mehr wird freilich ein Jeder dem nächsten Satze zustimmen: „Aber wurde der von ihnen gebildete deutsche Geist nicht herrlich offenbar in dem nationalen Wirken von Stein, Gneisenau, Fichte und Schleiermacher?“ und weiter: „Denn es war wirklich nur eine Frage der Zeit, daß der in rein geistigen Dingen gestählte Sinn für Wahrheit

und gewissenhafte Arbeit auch den politischen Aufgaben zu Statten kam."

Ich bin der Meinung, daß gerade diese Anschauung der Dinge schon in den wenigen oben citirten Aussprüchen Goethe's deutlich zu Tage tritt; und ich habe diesen ganzen Ideenkreis hier im Zusammenhange dargelegt, weil innerhalb desselben mir die Gestalten und die Handlungen des Märchens sich zu bewegen scheinen.

Nicht zwar, als ob ich in dem Märchen eine specifische Weissagung auf Preußens Beruf und zukünftige Größe fände, oder auch auf den französischen Krieg. Ebensowenig sehe ich darin etwa eine Polemik gegen den Jesuitismus oder die ultramontane Politik, die der deutschen Sache so großen Schaden gethan. Erstlich war Goethe von der Vorstellung eines deutschen Einheitsstaates mit preußischer Spitze sehr weit entfernt, — er spricht sich gelegentlich gegen Eckermann darüber sehr deutlich aus —, sodann aber würde eine in solcher Art in's Einzelne gehende Verbindung der Phantasie mit der Wirklichkeit allerdings zu jenen ungeheuerlichen Mißgeburten führen, von denen die unmittelbare Einleitung zum Märchen spricht. Vielmehr: alle polemische Negation liegt ihm fern, er läßt den Streit der factisch bestehenden Parteien um das Wie der praktischen Gestaltung der Zukunft unberührt: sein Blick fällt dagegen auf alle vorhandenen positiven Kräfte der Nation, er läßt ihn die von ihnen gethane Arbeit erblicken und zeigt ihm,

wie sie aneinander sich entwickelnd zu dem von Allen ersehnten Endziel gelangen, so zwar, daß die rein geistigen Kräfte erst in ihrer Verbindung mit den politischen zu ihrer vollen Kraft gelangen, so wie diese erst durch jene entfesselt werden, und durch ihr gemeinsames Wirken die Erlösung Aller geschieht.

Wie weit sogar auch die Jetztlebenden vor vierzig Jahren noch davon entfernt waren, sich die Entwickelung der deutschen Dinge so vorzustellen, wie sie sich heute vollzogen hat, darüber kann ich mich nicht enthalten ein merkwürdiges Zeugniß hier anzuführen. In einem Aufsatze seiner historisch-politischen Zeitschrift behandelt im Jahre 1832, also wol unmittelbar nach Goethe's Tode, Leopold Ranke die Frage: „Ueber die Trennung und die Einheit von Deutschland." „Obwol," heißt es da, „jene schwärmerischen Erwartungen — von einem erblichen Kaiser und einem deutschen König an seiner Seite, von einer Pairskammer aus deutschen Fürsten und einem Unterhaus aus Gemeinen; oder von einem auf gewisse Jahre zu setzenden Bundesoberhaupt, mit einem Senat aus den Fürsten und einer Kammer aus den Abgeordneten einzelner Landschaften — Erwartungen, die, wenn man sie erfüllte, diejenigen am wenigsten befriedigen würden, welche sie äußern — schon oft vorgetragen worden sind und niemals etwas gewirkt haben, so wird man doch nicht müde, sie zu wiederholen."

„Wenn unsere Vorfahren auf so weitaussehende Dinge

zu reden kamen, verhüllten sie dieselbe in das Gewand des phantastischen Scherzes." Es wird sodann als der Erste, der von einem deutschen Parlamente gesprochen, der Verfasser des abenteuerlichen Simplicissimus angeführt."

„Scherzend führt er das aus," fügt Ranke hinzu, „bei uns werden ähnliche, ja noch weiter abschweifende Gedanken in mancherlei Form mit Ernst und Pathos und anscheinender Hoffnung ausgesprochen."

„Jene phantastischen Wünsche sind nichts als eine Reaction des ungenügenden Zustandes." „Den natürlichen, gesunden Zustand erkennt man daran, daß Idee und Realität sich ineinander auflösen, das Ideal in den Dingen selber fortbildend und belebend wirksam sei." Indem der Verfasser nun die Möglichkeiten einer Einigung Deutschlands erwägt, um nicht in den allen Erfolg ausschließenden Fehler zu verfallen, das Unthunliche zu erstreben, das Wünschenswerthe allein jenseits der Grenzen des Erreichbaren zu suchen, hebt er, nachdem er die trennenden Momente beleuchtet, die positiven Momente hervor, die eine endliche Einigung erhoffen lassen: er erblickt sie in der Entwickelung dreier gemeinschaftlichen Angelegenheiten: der Militärverfassung, der Presse, der Handelseinrichtungen, welche Sicherheit, geistige Entwickelung und materielles Wohlsein berühren. Er setzt die kräftige Entwickelung der Wehrverfassung obenan, das nächste ist ihm „der große Besitz, welchen die deutsche Nation in dem letzten Jahrhundert erwarb: unsere Literatur. Sie ist eines der

wesentlichsten Momente unserer Einheit geworden; wir wurden uns derselben in ihr zuerst wieder eigentlich bewußt. Sie bildet nunmehr die Atmosphäre, in der unsere Kindheit erwächst, unsere Jugend aufathmet, die alle Adern unseres Daseins mit eigenthümlichem Lebenshauche beseelt. Von allen Deutschen Keiner, man gestehe es, wäre, was er ist, ohne sie.“ Das Dritte endlich ist Hebung des Verkehrs, des Handels, wirthschaftliche Einheit!

Man sieht, es sind dieselben Grundideen, die sich nachher in der That als die Einheit schaffend erwiesen haben, deren abwechselnd hervortretendes, endlich vereinigtes Wirken Baumgarten rückwärts blickend so anschaulich uns zum Bewußtsein bringt; aber wenn sogar der Historiker, sobald er die Politik der Zukunft in's Auge faßt, sich so weise auf die allgemeine Erwägung der ideellen Kräfte beschränkt und sich so sorgfältig davor hütet, ihnen im Voraus bestimmt mulirte Einzelwirkungen vorzuschreiben, wie viel mehr wir bei dem Dichter dasselbe erwarten, dem der einer Einigung seiner Nation sich in dem Gewande e poetischen Vision darstellt!

Und nun zu dem Märchen selbst! Wenn wir stellen, wie in dem Kopfe des Dichters alle je , die das Leben der Nation ausmachen, sich Thätigkeit vereint darstellen, Wissenschaft und Kunst, die Schönheit und Wahrheit tur, diese alle jedoch nicht abstract und

sondern so, wie sie in Deutschland leben und wirken, und zwar in bestimmter Zeit und Weise einen Theil seiner fortlaufenden Geschichte bilden, wie sie dann mit den politischen Kräften des Volkes in Wechselwirkung treten, ist es wohl möglich, da einen Blick in die innere Werkstatt der dichterischen Phantasie zu thun und zu errathen, wie es geschieht, daß solche Begriffe Gestalt gewinnen? Wohl ist es erklärlich, daß auch zufällige äußere Eindrücke bei diesem Processe Einfluß gewinnen, und es ist eine dankenswerthe Mittheilung, die wir von C. Schönborn erhalten: „Goethe im Paradies, einem Spaziergange längs des Saaleufers bei Jena, auf und nieder wandelnd, sah jenseits des Flusses auf bunter, mit Bäumen besetzter Wiese eine schöne Frau (vermuthlich Frau Professor Schütz), der die Natur eine herrliche Stimme geschenkt hatte, in weißem Kleide und buntem Turban mit anderen Frauen umherstreifen und hörte ihren Gesang über das Wasser herüber. In der Nähe des Paradieses wohnte ein alter Mann, der um geringen Lohn Jeden, welcher da wollte, in einem schmalen Kahn nach dem jenseitigen Ufer brachte. Als es schon dämmerte, kamen ein paar Studenten und schifften mit Hilfe des alten Fischers, lachend und den Kahn schaukelnd, über den Fluß. Jener Abend erweckte, wie Goethe einmal erzählte, in ihm den Gedanken an das Märchen mit der grünen Schlange." Aber so wesentlich solche Eindrücke auch sein mögen, um den Anstoß zur Erfindung dieser und jener

Situationen zu geben, sie sind doch immer nur ein Anstoß zur Gestaltung vorhandenen Materials. Mir scheint es immerhin möglich, doch wenigstens einige Schritte weiter in das Innere der Werkstätte vorzudringen. Ich meine, daß die Sprache selbst eine Menge von Antrieben und Keimen zur poetischen Verkörperung der geistigen Welt in sich birgt, und daß der Dichter, der diese Keime sich entwickeln und in einem selbstgeschaffenen Zaubergarten erblühen läßt, doch also noch einen Zusammenhang mit der dichtenden Volksseele bewahrt. Halten wir uns nur an die Reihe von Bildern, denen wir in den Gestalten des Märchen begegnen: das still leuchtende, aber Wunder wirkende Licht der Wissenschaft; Resultate und Schlagworte einer neuen, aufklärenden Geistesbildung in populärer Form überall hin verbreitet: ausgestreutes Gold. — Goldkörner für bedeutende Gedanken ist ein vielgebrauchtes Bild. Wir reden von dem Strom der Zeiten und dem Fluß der Tagesereignisse oder der Zeitgeschichte, von dem Fährmann, der seinen Nachen hindurchsteuert, sei es nun der Nachen seines eigenen Geschickes, sei es, daß e
Dienste und Interesse Vieler die regelmäßige
wir sprechen von der goldenen Weisheit und
Gewalt, von dem Schimmer und Glanze der
Reiche der Ideen, von einer in ihrem S
hbaren Urania, der Wahrheit, die als S
ichtung Schleier anmuthig umhüllt, dem ste
r erscheint; so redet auch die Sprache von

renden Durst nach Wahrheit, von der lähmenden Reflexion und des Gedankens Blässe, und gern kehrt auch die Sprache das Bild um und läßt diejenigen, welche im Anschauen eines überirdischen Glanzes geblendet und zur Thatlosigkeit verurtheilt dastehen, von der Macht eines Auges, an dessen Anblick sie hängen, gefesselt werden. Man zahlt seiner Zeit den unerläßlichen Zoll, indem man den Bedingungen sich fügt, unter welchen allein sie eine Wirksamkeit möglich werden läßt. Wie Schattengebilde reichen die Wahnvorstellungen des Volkes einerseits hinüber in die Ideenwelt, andererseits sind sie fähig, Verderben und Zerstörung anzurichten, an sich wesenlos, ohne innewohnenden, bewußten Willen, dennoch unter Umständen von gewaltigen Riesenkräften. Innerhalb eines solchen Kreises lebendiger Motive mag es dem Dichter denn auch gestattet sein, frei erfindend neue Gebilde jenen gewohnteren analog hinzuzufügen, wenn nur die zumeist hervortretenden vertraulicher sich dem Hörer zu nahen vermögen. Für solche überaus glücklich gewählte Figuren halte ich die Irrlichter.

Von einem der bedeutendsten Publicisten des 18. Jahrhunderts, von Wilhelm Ludwig Wekhrlin, sagt einer seiner Zeitgenossen, der ihm in mancher Beziehung verwandt ist, A. L. Schlözer, „daß er als ein Komet über Deutschland aufstieg." Es ist nicht weit davon abliegend und ein ebenso oft gebrauchtes Bild, wenn man diese unruhigen Geister, die bald hier, bald dort sind, immer redefertig und -gewandt,

unaufhörlich geschäftig, Ideen aufzunehmen und zu
selten selbst von großem und tiefem Geist, aber be
Träger bedeutender Gedanken, wenn man diese Schubar
Wekhrlin, aber auch die Schlözer, Huber, Gör
viele Andere, den Gold ausstreuenden Irrlichter
denn so große und unentbehrliche Dienste sie
erregen sie auch Irrthum und führen manch Einen
Wege. „Streut der Publicist," sagt Schlözer in den
nach Eichstedt, „wahre, neue, wichtige Ideen unter sein
blikum aus; nun, dieses prüft sie und nimmt seine
regeln darnach. Sammelt und copirt er anderer Leute wichti
Ideen für Hunderttausende, das heißt, läßt er sie drucken, so
erfahren freilich Hunderttausende etwas Wichtiges, was vo
vielleicht nicht Hundert wußten, und nehmen darnach ih
Maßregeln. Das heißt der Schriftsteller wirkt im P
So haben die Briten ihre Kronacte erhalten, und so w
Gott, in fünfzig Jahren kein Leibeigener mehr in
land sein. Schriftsteller haben die Einschränkung d
veranlaßt; Schriftsteller haben es dahin geb daß
ehrliches deutsches Weib mit Ehren und ohn
Hexe verbrannt zu werden, alt werden kann
hatte noch im Jahre 1782 ein solcher Hexenp
... n berühmten Streit Wekhrlin's mit
ton Glarus gegeben. Welche Wichti
dieses Mannes besaßen, die
„die Chronologen," „das graue

riefe," „die Paragraphen" kann man aus dem ersehen, daß eine große Anzahl von hervorragen-
nnern aus allen Kreisen ihn mit Beiträgen unter-
t. Es werden der Herzog Karl von Sachsen-Meinin-
n, K. Th. Beck, Bürger, Dohm, G. Forster, Merck,
n Müller, Planck, Salzmann, Schlözer, Thümmel und der Kantianer Reinhold genannt.*) Nun war aber diese ganze Richtung im allerstärksten Maße abhängig von der französischen Literatur. Rousseau und Montesquieu, die Encyklopädisten, und vor Allen Voltaire waren ihre Helden, von welchem letzteren Carlyle sagt, daß, „wolle man ihn und seine Thätigkeit aus der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts hinwegnehmen, dies einen größeren Unterschied in der jetzigen Lage der Dinge hervorbringen würde, als von irgend einem anderen Menschen der letzten Jahrhunderte gesagt werden könne." Viele dieser Publicisten verdankten einen wesentlichen Theil ihrer Bildung geradezu ihrem Verkehr in den Pariser Salons und zeigen in Sprache und Charakter den Einfluß des französischen Wesens. Der Richtung der Zeit gemäß kämpfen sie in erster Linie auf religiösem Gebiet und erst in zweiter Reihe für politische und sociale Interessen, wo sich ihnen dann, freilich in ganz anderem Geist, auch ein Mann anreiht wie Justus Möser.

---

*) Vergl. Preuß. Jahrb. Sept. 1869. „Ein Publicist des 18. Jahrh.:
ige von Dr. Fr. W. Ebeling, Wilhelm L. Wekhrlin.
...o Auswahl seiner Schriften. Zur Culturgeschichte des 18. Jahrh.)

Dies mußte vorausgeschickt werden, und ich
ich jetzt schon als etwas vertraulichere Persönl
Irrlichter des Märchens vorführen darf. Mitten in der Nacht wecken sie den alten Fährmann mit lauter Stimme. Während er sie über den Strom setzt, zischen sie gegen einander in einer sehr behenden Sprache und brechen mitunter in ein lautes Gelächter aus, indem sie auf den Rändern des Kahnes hin und wieder hüpfen. Noch mehr lachen sie über die Zumuthung, sich zu setzen, wie sie gegen die Schlange als eines Vorzuges sich rühmen, daß noch nie Jemand ihres Geschlechtes „gesessen" habe. Der französische Charakter der Leichtigkeit, Lebendigkeit, mitunter der Frivolität, aber immer eines gewissen schnellfertigen Geschickes, bleibt ihnen das ganze Märchen hindurch eigen, wie in ihrem Benehn
gegen die Lilie, gegen die sie sich sehr artig betragen:
der größten Sicherheit und vielem Ausdruck sagten si
lich gewöhnliche Sachen." Zudem charakterisirt sie
schäftige, nimmer rastende Unruhe, unaufhörlich stre
ihr Gold aus, das sie mit großer Leichtigkeit von
her wieder aufzunehmen wissen.

Sie suchen die schöne Lilie, und ohne es zu
men sie doch von dem Ufer, auf welchem die
...sitz hat; aber indem sie zu dem anderen
eginnt eben dort ihre für das Ganze
...mkeit, ja sie selbst kommen auf diesen
Ziele, sie erhalten den ersehnten Zutri

nen Lilie und ihren Begleiterinnen, und sie sind es, die zuletzt allein den Tempel zu erschließen vermögen.

Ein ungenügender Zustand, eine unvollkommene Gegenwart und ein unbefriedigtes Sehnen legt allen Personen des Märchens ein Gefühl tiefer Resignation auf. Gefaßt sieht nur der Mann mit der Lampe in die Zukunft, obwohl er allein nicht zu helfen vermag, der edle Jüngling aber ist hoffnungsloser Entmuthigung verfallen, und auch die schöne Lilie führt, „entfernt vom süßen, menschlichen Genusse," nur ein halbes Dasein. Mit dem Auftreten der Irrlichter beginnt in diesem magischen Kreise ein neues Leben sich zu regen. Hier und dort geben sie, absichtslos und unbewußt der Folgen, Anstoß und Anregung, welche, indem sie bedeutenden Kräften zufallen, zu den wichtigsten Ergebnissen führen. In immer gesteigerter, immer hoffnungsfreudigerer Thätigkeit entwickeln sich nun diese lebendig gewordenen Kräfte vor unseren Augen, das achtlos verstreute Gold wird durch sie zu aufhellendem, wunderthätigem Lichte, das sich gleichmäßig wirksam erweist zur Erkenntniß des bis dahin wohl Geahnten, aber noch nicht Geschauten, zur Erhaltung des Gefährdeten und zum Aufbau des Zukünftigen.

Die so erhöht und in immer größerer Einigkeit wirkenden Kräfte vermögen die Katastrophe, welche die unheildrohende Thatlosigkeit des Jünglings uns schon lange ahnen lassen, nicht abzuwenden; nachdem das Unglück geschehen, sehen wir sie in stiller, aber verdoppelter Thätigkeit geschäftig,

die gefährdeten Lebenskräfte zu bewahren und zu
und die Wege zur endlichen völligen Rettung und G
zu bahnen.

In großen und allgemeinen Zügen ist der
deutschen Dinge im achtzehnten Jahrhundert dargest
Volk, in welchem die edelsten geistigen Kräfte thätig wirksar
befindet sich dennoch in dem Zustande einer gelähmten Exist
da es ihm an allen politischen Organen fehlt. Wissensch
Religion, die Literatur und die Künste können es wohl i
Begriffen und Theorien, mit hunderterlei heilsamen Krä
beschenken, aber es fehlt der thatsächliche Aufbau großer u
zweckentsprechender, staatlicher Formen, durch welche einerse
die Thatkraft des Volkes entfesselt, andererseits auch sein
edelsten geistigen Bestrebungen erst die rechte Weihe zu Th
werden kann. „Der Tempel steht nicht am Fl
d. h. jene organische, zweckentsprechende, politische Gest
die ihrer Natur nach groß und schön zugleich sein m
noch keine Wirklichkeit geworden, nicht hineingerückt i
Lauf der Tagesereignisse, unmittelbar an die Ufer,
dahinrauschenden Strom des geschichtlichen Lebens ei
Und „die Brücke ist noch nicht gebaut," d. h. i
die Masse des Volkes thatsächlich getrennt von
... dasselbe jenseits des dahinfließenden
nigen ist der Verkehr dort hinüber auf
stattet. Jenes andere Ufer ist das Reich
der Ideen, wo die Wahrheit und

einer Person vereinigt, gebietet. Es ist die hehre Göttin, wie Schiller sie in den „Künstlern", Goethe in der „Zueignung" in unvergänglicher Schönheit dargestellt, die himmlische Muse, die Beiden Führerin und Freundin war; die diesem den Schleier reichte:

> aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
> der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit,

welche jenem erschien als „die furchtbar herrliche Urania", die nur angeschaut von reineren Dämonen verzehrend über Sternen geht, und die mit abgelegter Strahlenkrone als Schönheit unserem sterblichen Auge sich offenbart.

Und nun jener herrliche Jüngling, der in königlicher Gestalt, noch mit dem Purpur gekleidet, aber des Schwertes beraubt, in tiefer Trauer achtlos mit den entblößten Füßen über den heißen Sand schreitet, gebannt von den blauen Augen der schönen Lilie, um die er Alles verloren und dahingegeben hat: es ist der Genius der deutschen Nation, die, als es galt, die Wahrheit oder die Macht zu wählen, ihre königliche Herrschaft in Schutt zerbröckeln ließ und mit suchendem, sehnendem Auge den Spuren der Wahrheit und der Schönheit folgte, bis die Kraft in den herrlichen Gliedern gelähmt war, bis sie der Erstarrung und dem Tode verfallen schien. Wunderbar tief ist diese Auffassung des Strebens nach dem Ideal der Wahrheit und Schönheit, und man kann sagen, daß Goethe damit alle jene Anklagen, als hätte er das Verderbliche einer vorwiegend ästhetischen Er-

ziehung nicht erkannt, von vornherein zurückgeschlagen hat. „So unselig wirken ihre schönen blauen Augen, daß sie allen lebendigen Wesen ihre Kraft nehmen, und daß diejenigen, welche ihre berührende Hand nicht tödtet, sich in den Zustand lebendig wandelnder Schatten versetzt fühlen.“ Wo ein Einzelner oder eine Gesammtheit sich der Cultur der geistigen und ästhetischen Interessen mit so sehr alles Andere überwiegender Ausschließlichkeit hingiebt, daß er darüber die Pflege der realen Existenz und die Wirklichkeit gering achtet, da schädigt er sein ganzes Wesen, da arbeitet er an seiner eigenen Vernichtung, denn wie das höchste Gedeihen des Einzelnen auf dem harmonischen Gleichgewichte der körperlichen und geistigen Entwickelung beruht, so wird die Wohlfahrt der Nationen durch das gleichmäßige Zusammenwirken der geistbildenden und der staatbildenden Kräfte bedingt. Sind doch ganze Völker dahingesunken, die so in hartnäckig-eiferndem Wahrheitsstreben oder in maßloser Hingabe an das -heitsideal die Sorge für ihre politische Existenz vergess- zu können meinten. So ist das jüdische Volk, so das V- Griechen geschwunden, aber auf ihren Gräbern wuchs ein mächtiger Wald empor, der den späteren Völker Andenken kündet. So lohnt die Wahrheit und die -e ihr geleisteten Dienste. Doch trägt ihr r- -e Früchte, dieses ganze Erbtheil wahrer -ner Gestaltungen, nutzbar und nähr- -enden wird es erst, sobald e-

er Ideen auf sicher gewölbter Brücke hin-
ebracht worden ist in die Welt des wirk-
ıdelnden Lebens. „Alle Pflanzen in meinem
en," so klagt die schöne Lilie, „tragen weder Blüthe
; aber jedes Reis, das ich breche und auf das Grab
ıgs pflanze, grünt sogleich und schießt hoch auf.
Gruppen, diese Büsche, diese Haine habe ich leider
ı sehen. Die Schirme dieser Pinien, die Obelisken
ıer Cypressen, die Kolosse von Eichen und Buchen, Alles
ı kleine Reiser, als ein trauriges Denkmal von meiner
Hand in einen sonst unfruchtbaren Boden gepflanzt."

Ein schönes und treffendes Bild hat etwas Unendliches an sich; es läßt sich nicht aussprechen, wie immer aufs Neue der Gedanke sich dadurch angeregt fühlt. Erinnern wir uns des Großen und Bedeutenden, was die vornehmsten ıster im Dienste der Wahrheit und Schönheit seit dem sten Erwachen der deutschen Nation geleistet. Ihre tief-:nigen Dichter, ihre kühnen, unermüdlichen Denker, wie viele sind dahin gesunken, nachdem sie ihr Leben im Dienste ihrer Ideale geopfert, ohne daß auch nur ein kleiner Theil , was sie erkämpft und errungen, wirklich ein Eigen-ı unseres Volkes geworden wäre, geschweige denn als ıde und erfreuende Nahrung Allen zum täglichen immer-nden Genusse sich darböte. So haben sie ıer im Ideenreiche gefunden und auf ihren Gı ımigfachen Baumgruppen erwachsen, das Ge

ihres Wirkens, in deren stillen Schatten wenige Bevorzug
die dort Zutritt finden, Erholung und Stärkung suchen.

Zu jeder Stunde, wie es ihn gelüstet, geräuschlos hi
und her über den Fluß gleitend, ist der Mann mit
Lampe hier ein vertrauter Gast und wird durch den
seiner Lampe selbst dorthin gerufen, wenn man seiner bed
vor Allem ist die Wissenschaft unter jenen Denkmalen de
Vergangenheit in dem Garten der schönen Lilie zu Haus
viel gilt ihre Stimme und ihr Beistand selbst in dem Reiche
des Schönen, und wenn auch ihr eigentliches Wirken ein
selbstständiges, von der Macht des Schönheitsideales unabhängiges ist, so ist doch ebensowohl ihr das Höchste erst durch
den Bund mit der Schönheit beschieden, wie die Schönheit
durch sie erst zu ihren freiesten Schöpfungen befähigt wird:
aber auch im engen Verkehr mit einander füh
Beide im Gefühle des Mangels ihrer voll
Wirksamkeit nur ein gehemmtes Dasein, so l
sie, auf exclusives Selbstgenügen gewiesen,
der lebendigen wechselseitigen und immer
renden Durchdringung mit den gesammten
ten der Nation getrennt sind. Kunst und W
schaft gedeihen völlig erst im nationalen
sie ohne ihn durch die eigenen Kräfte auch
lbracht haben.

ch mag es der Nation auch an den g
igen Organen fehlen, durch die sie zu

gelangt, mögen die Massen von dem Lichte der Wahrheit und dem Zauber der Schönheit ebenso abgesperrt sein wie von der politischen Bethätigung, es giebt der Wege doch noch manche, auf denen im stillen Herüber und Hinüber jener gehinderte Verkehr dennoch aufrecht erhalten wird, wenn auch immer nur für einzelne Fußgänger. Das Märchen nennt uns den alten Fährmann, der aber nur vom jenseitigen Ufer, wo die schöne Lilie wohnt, herüber seine Passagiere befördern darf, Niemanden kann er hinüber führen. Um von hier aus, von dem Ufer, wo die Massen der Nation wohnen, die entweder das gegenüberliegende Ufer kaum kennen, kaum von seinen Herrlichkeiten wissen, oder in unbefriedigter Sehnsucht nach ihm hinüberschauen, um von hier aus das Ufer der schönen Lilie zu erreichen, bietet sich die Schlange dar, die um Mittag ihren Bogen hinüber wölbt, und der Schatten des Riesen, der am Morgen und am Abend seine stärkste Kraft erhält; das Weib des Alten mit der Lampe hat auf beiden Wegen oft den Fluß überschritten, wohl bekannt ist sie im Garten der Lilie und mit ihr selbst wohl vertraut.

Niemals stirbt in einer Nation, so lange sie noch irgend lebensfähig ist, die Ahnung des Wahren und Schönen und das Bedürfniß, es sich vorzustellen. Ehe das Wissen in ihr heimisch wird, ehe das stille Licht der Erkenntniß ihr leuchtet, schafft sie in Fabel, Mythe und in den Formen des religiösen Cultus sich die Bilder jener ahnenden Vorstellungen,

und fortwährend werden die, welche das Licht des Wissens noch nicht zu schauen vermögen, durch die Kraft dieses unbewußten und willenlosen Wähnens zu dem Ideal hinübergetragen. Wo und wie entstehen diese mächtigen Geburten des Glaubens und der Ahnung, wer wies ihnen den Weg, wer zwang sie je in einen Plan, wer vermochte sie je zu lenken oder zu beschränken und zu beherrschen? Dem ganzen, breiten Körper der Nation gehören sie an, von selbst entstehend und absichtslos und unberechenbar wirkend, mit bewußtem Willen vermöchten sie nicht das Kleinste, dennoch bewirken sie stets Gewaltiges, indem sie einmal immer, wenn auch bewußtlos, mit dem Höchsten in Verbindung sind, andererseits ebenso bewußtlos Unheil und Verderben anzurichten vermögen. Das ist der große Riese, „der mit seinem Körper nichts vermag; seine Hände heben keinen Strohhalm, seine Schultern würden kein Reisbündel tragen; aber Schatten vermag viel, ja Alles. Deswegen ist er beim [illegible]gang und Untergang der Sonne am mächtigsten". [illegible]
In der Jugend eines Volkes ist die Mythe ihm Alles jene mythenbildende Kraft stirbt in der Masse des nie; nur äußert sie sich in tausendfach verschiedener und bei dem Niedergange bestehender Culturform[illegible] [illegible] stark im Guten und Schlimmen zeigen [illegible] [illegible]orstellungen der Massen, die das [illegible] [illegible]arem Instincte suchend, durch kein innewohn[illegible] [illegible]ß vor den schrecklichsten Abirrungen gew[illegible]

typisches und dabei völlig objectives Bild aller religiösen, politischen und socialen Wirren, die jemals die Welt erschüttert.

Doch um die Mittagszeit, wenn die hochstehende Sonne schon überall hin ihr Licht verbreitet, dann vermag die grüne Schlange, zur Brücke gewölbt, die einzelnen suchenden Wanderer in das Reich der schönen Lilie hinüberzutragen.

Die Frage, was mit dieser Schlange gemeint sei, und was der räthselhafte Fährmann bedeute, erfordert das Eingehen auf den concreten Gang der Handlung des Märchens, denn ich erinnere hier daran, das Märchen beschäftigt sich nicht symbolisch mit dem Verhältniß allgemeiner Ideen und Kräfte zu einander, sondern es enthält den allegorischen Hinweis auf die Verhältnisse des deutschen Volkes zu bestimmter Zeit, und wie sie in der Zukunft sich gestalten möchten.

Ich erinnerte oben an den Zustand der deutschen Dinge im achtzehnten Jahrhundert. Das tiefe Gefühl der Ungenüge und Unzulänglichkeit rief damals zuerst eine erfolgreichere Bewegung in Wissenschaft und Literatur hervor, die dennoch auf verhältnißmäßig kleine Kreise beschränkt war; die Masse des deutschen Volkes war mit ihren geistigen Bedürfnissen noch auf das gewiesen, was der religiöse Cultus und mancherlei ererbte und neu sich bildende Volksvorstellungen ihr boten. Dem Hilfe und Beistand suchenden Blicke boten sich einmal die Schätze des Alterthums dar, welche denn auch die Wissen-

schaft wie die Kunst eifrig auszubeuten bemüht waren. Zudem aber wandte man das Auge der Natur zu, und die Literatur jener Zeit begann mit Sorgfalt und Liebe sich der Beobachtung und Beschreibung ihrer Gegenstände hinzugeben. Nicht nur die großen Züge des Alls der Schöpfung wurden das Thema ihrer Darstellungen, sondern sie hielt sich mit Vorliebe bei der Betrachtung eng umgrenzter landschaftlicher Bilder auf, die sie bis in die kleinsten Einzelheiten auf das Achtsamste auszumalen strebte.

Schon manche Schönheiten hohen Ranges hat die Literatur dieser Epoche aufzuweisen, und ein auf das Edle und Geistige gerichteter Zug tritt überall in ihr hervor, ob zwar sie von einer gewissen Schwerfälligkeit und umständlichen Pedanterie, die ihr höheren Aufschwung verwehrte und sie gleichsam am Boden niederhielt, sich nicht frei machen konnte. Dabei fehlte es ihr nicht an Ideen und großen Zielen: ein starker Hauch vaterländischer Begeisterung weht in ihr, wenn auch sie weit entfernt war, in klar begrenzten Formen sich Vergangenheit und Zukunft des Vaterlandes vorzustellen, und die Stelle deutlicher und bewußter Begriffe vor der Hand noch dunkle Empfindungen vertraten.

So war im Großen und Ganzen der Stand unserer schönen Literatur in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Wir sind gewohnt, in dem Gedanken an Lessing die große Entwickelung der zweiten Hälfte vorzugsweise in Verbindung zu bringen mit dessen Kampf gegen die Mißbildungen,

ihmung der Franzosen mit sich brachte.
Einfluß ein ganz gewaltiger, gar nicht zu
den um jene Zeit die literarischen Gestirne
gerade auf die besten Geister unseres Volkes aus-
en. Nicht nur daß sie die ganze sogenannte gute
fast souverän beherrschten; nicht nur daß ein
unter ihrer Leitung die deutsche Sprache zuerst
: Leichtigkeit und Anmuth auszustatten vermochte,
allein sie befähigte, in jenen Kreisen über die auslän-
valin zu siegen: auch Lessing, Goethe und Schiller,
will bestimmen, was die Lecture Rousseau's, Diderot's
id Voltaire's allein in ihrer Geistesbildung für eine Rolle
elt hat!

Und denken wir vollends an Friedrich den Großen und die immensen Wirkungen der gesammten französischen Aufklärungsphilosophie auf religiösem und politischem Gebiet. Gerade die französische Leichtigkeit, die einerseits mit vorzüglicher Klarheit und Schärfe, andrerseits auch mit genug Einseitigkeit und oft mit leichtfertiger Oberflächlichkeit gepaart war, verschaffte diesen neuen Ideen die ungeheure Verbrei-
und Popularität, durch welche sie lichtbringend für das
ze civilisirte Europa wurden. Durch sie erhielt die deutsche
eratur die folgenreichste Anregung von einer Seite, von
derselben gerade am meisten bedurfte. Denn indem
bst jene Leichtigkeit und Anmuth, jene Verve und
ze Präcision in ihrer Weise in sich aufnahm,

indem sie mit jenen populär zündenden und un praktisch wirkenden Ideen sich erfüllte, blieb sie doch sic treu, sie wußte jenes Gold in ihren Adern zu schmelzen. reinigte es von den ihr fremden Bestandtheilen, un Licht ging in ihr auf, das mit immer mehr zu Glanze fortan der Nation auf allen ihren Weg tet hat.

Mir scheint die Gestalt der grünen Schlange, die Goe für jenes Stadium der deutschen Literatur gewählt hat, ei sehr glückliche Erfindung. Man lese den Eingang de chens, ob nicht, sobald man den angegebenen Sinn dar findet, die mannigfachsten Beziehungen überall hervorspri gen, bald ernsthaft, bald satirisch und ironisch die Charakteri sirung durchführend.

Ich komme an seinem Orte hierauf zurück. wir jetzt der Handlung des Märchens von ihrem Beginn

IV.

Stark angeschwollen und übergetreten ist der Fluß, über den der alte Fährmann die Irrlichter setzt.

Ungünstiger als ehemals fließen die Zeitereignisse dahin und trennen mit breitem Hemmniß die Nation von den Zielen ihrer besten inneren Bestrebungen. Doch wenn auch die bestehenden staatlichen Formen, ich möchte sagen, der existirende Nothstaat, diesen Bestrebungen und Bedürfnissen noch so fremd und völlig theilnahmlos gegenübersteht, so gewährt doch auch er, sofern er ja den Zusammenhang des Ganzen und den Verkehr aufrecht erhält, ihrer Sache eine Förderung, mag er es auch unwissentlich und selbst widerwillig thun. Auch er befördert also den Verkehr mit dem jenseitigen Ufer, auf welchem das Reich der schönen Lilie ist, doch da er nur mechanisch der Verbreitung der Ideen dienstbar ist, so vermag er umgekehrt von dem diesseitigen Ufer Niemanden hinüberzubringen, selbstständig vermag er es nicht, neue Gedanken zu schaffen, ist auch um ihre Anregung nicht im Geringsten bekümmert.

Aber nicht ohne den ihm gebührenden Zoll schafft er die Irrlichter über den Fluß nach dem Ufer, wo sie dann ihr geschäftiges Wirken beginnen. In diese Wendung hat Goethe

eine tiefe und feine und doch auch sehr einfach
gelegt. Die Irrlichter, die während der Fahrt
ruhig betragen haben, so daß der Alte zu befürch
der Kahn möchte umschlagen, schütteln, um ihn
eine Menge glänzender Goldstücke ab in den fe

„Ums Himmels Willen, was macht Ih
Alte, „Ihr bringt mich ins größte Unglück! W
stück ins Wasser gefallen, so würde der Strom,
Metall nicht leiden kann, sich in entsetzliche Wellen erhobe
das Schiff und mich verschlungen haben, und wer weiß,
es Euch gegangen sein würde!"

„Nehmt Euer Gold wieder zu Euch!"

„Wir können nichts wieder zu uns nehmen, was n
abgeschüttelt haben," versetzten Jene.

„So macht Ihr mir noch die Mühe," sagte der Alte, „
ich sie zusammensuchen, ans Land tragen und vergraben

Bedarf es hier noch eines deutenden Hinweises?

Die Aufklärungsliteratur mit ihren glänzende
blendenden Gedanken, die sie so verführerisch für die
leicht sie hinschüttelnd, achtlos überall hin verbreitet
den alten Verwaltern des politischen Nachens
gen Schrecken einjagt, daß der Kahn umschlagen
daß die Zeiten die verderbliche Speise nicht ert
haben sie noch die Mühe, die g
sorgfältigst zu hüten und an sicherem
weit ihnen das freilich gelingt!

die Irrlichter darum nun auch nicht minder
ufer sind, so kommen sie ohne den Zoll, den
sdestoweniger nicht fort. „Ihr müßt wissen,
ich nur mit Früchten der Erde bezahlen kann."
ı der Erde? Wir verschmähen sie und haben
ossen." Die Irrlichter wollten scherzend davon-
in sie fühlten sich auf eine unbegreifliche Weise
Boden gefesselt; es war die unangenehmste Empfin-
, die sie jemals gehabt hatten. Sie versprechen, seine
ung nächstens zu befriedigen; er verläßt sie und
ab.

Mir scheint die Deutung sehr einfach und naheliegend.
Jeder neue Gedanke, der in den Verkehr geworfen wird,
ist praktisch todt und unwirksam, sobald er nicht ein lebendiges
Bedürfniß der Zeit zu befriedigen vermag; sobald er den
ssen nicht unmittelbare Nahrung gewährt, ist er für die
sen der Nation nicht vorhanden und an seinen Ort ge-
t. Es ist das für die Producenten derartiger Ideen in
r jat eine der unangenehmsten Empfindungen, am mei-
ı, wenn ihre ganze Natur auf publicistisches Wirken an-
gt ist; die Wissenschaft kann das ertragen, sie ist auch von
m Zoll befreit. Auch die neuen Aufklärungsideen sind
t um ihre Wirksamkeit nicht besorgt, doch wird der
nen darum nicht erlassen. Vorläufig sind sie nu
t bekümmert und haben großes Verlangen na
ıen Lilie; es ist charakteristisch, daß sie von jenem Ufer, wo

sie wohnt, herkommen, ohne es zu wissen, und
selbe auf dem entgegengesetzten Ufer vermuthen.
den später sehen, auf welche Weise sie ihre Schul
gen suchen.

In der Kluft, in welche der Alte das Gold
ter zu verbergen sucht, bemächtigt sich seiner di
Schlange. Es schmilzt in ihren Eingeweiden
sich durch ihren ganzen Körper aus, sie wird le nd
lange hatte man ihr schon versichert, daß diese G
möglich sei. Durch ihr eigenes, anmuthiges Licht
ihr nun Alles um sie her schöner und reizender. „Alle B
ter schienen von Smaragd, alle Blumen auf das herrl
verklärt.“ Jetzt erst treibt es sie, die einsamen Berggeg
den, in denen sie bisher sich aufgehalten, zu verlassen u
sich hinauszuwagen, die Quelle des neuen Lichtes zu f

Sie achtet nicht die Beschwerlichkeit, durch Sum
Rohr zu kriechen; denn ob sie gleich auf trocknen L
sen, in hohen Felsritzen am liebsten lebte, gewürzhaft
gern genoß und mit zartem Thau und frischem Qu
ihren Durst gewöhnlich stillte, so hätte sie doch d
Goldes willen und in Hoffnung des herrlichen
unternommen, was man ihr auferlegte.

Ich erinnere jetzt an das, was ich obe
der deutschen Literatur in der Mitte des
cts gesagt, von der ihr eigenthümlichen
schreibung, die doch zuerst noch der

Die allgemeine Hebung und Läuterung des
he durch die von außen wirkenden Einflüsse
wird, kommt auch ihr zu Gute, und erst jetzt
dazu, dem in ihr liegenden Zuge zu poetisch ver-
:isch vollendeter und dabei doch tief innerlicher
ung frei folgen zu können. Schon zuvor war
das Edle und Geistige gerichtetes Streben eigen,
ı jes Schöne war ihr vertraut; sie bewegte sich in
:r idealen, abstracten Welt — wie die Schlange, die mit
:m Thau und Quellwasser ihren Durst stillte. Wenn
nun in Hoffnung des herrlichen Lichtes ihre Bergwiesen
verläßt und die Beschwerde nicht achtet, durch Sumpf und
Rohr zu kriechen, so ist in diesem Bilde diejenige Richtung
der deutschen populären Literatur angezeigt, welche, angeregt
durch die unmittelbar praktisch wirkenden Ideen der neuen
Aufklärung, nun die Sphären abstracten Schwärmens ver-
ließ und sich der Erkenntniß nicht länger verschloß, daß nur
in der mühevollen Bewältigung der Objecte und Aufgaben
des wirklichen Lebens das Ziel der Wahrheit wie der Schön-
heit zu erreichen sei.

Und nun das Gespräch mit den Irrlichtern; der Ueber-
r „der Herren von der verticalen Linie" und das Unbe-
der Schlange, die, mochte sie den Kopf noch so hoch
ı, doch fühlte, daß sie ihn wieder zur Erde bie
n der Stelle zu kommen; dann die muthwillig
der Lichter, welche die Schlange sich so w

Nutze macht — „sichtlich fing ihr Schein an zu wachsen, und sie leuchtete wirklich auf das herrlichste, indeß die Irrlichter ziemlich mager und klein geworden waren" — endlich der Umstand, daß doch die Schlange es ist, die den Irrlichtern den Weg zu dem Park der schönen Lilie weist und ihnen die Brücke bildet — es ist nicht thunlich, die hundertfältigen Beziehungen, die hier in jedem einzelnen Worte liegen, alle zu berühren. Aber ist es zu viel gesagt, daß hier eine völlige Aehnlichkeit obwaltet mit dem oben bezeichneten Entwickelungsgange unserer Literatur? Wie sie unter dem Einflusse des sie mächtig berührenden Aufklärungsgeistes des Jahrhunderts die Regionen abstracter Theorie und Empfindungsweise, in denen sie so lange selbstgenügsam, aber etwas schwerfällig, schon von bemerkenswerther Schönheit, aber noch nicht durchsichtig und leuchtend, sich einsam und exclusiv bewegt hatte, verläßt und die Beschwerden nicht achtet, sich dem wirklichen Leben zuzuwenden, und wie von nun an ihr zuerst die Verheißung, daß es an der Zeit sei, sich erfüllt, und sie durch die Entfaltung ihrer eigenen innersten, herrlichen Natur zu der Lösung der größten Aufgaben befähigt wird? Ist es unrichtig zu sagen, daß hier die echte, die künstlerische Allegorie jener hohen Forderung, die oben gestellt wurde, völlig entspricht; daß Bilder und Gedanken, indem sie wechselseitig ihr Licht auf einander werfen, die einen immer deutlicher sich hervorheben, die anderen immer mehr sich verschönen? Es kostet Mühe, sich hier in der Deutung zu beschränken!

poetischer Weise, ganz aus der Natur der han-
ten heraus gedichtet, schreitet das Märchen fort,
seinem Inhalte immer mehr an Bedeutsamkeit

eratur, wie sie nun zu immer höherer innerer
-und Klarheit gelangt war, fühlte sogleich den leb-
isch in sich, nun auch den großen Aufgaben der
sich zuzuwenden, von denen sie bisher Manches ge-
t und dunkel gefühlt hatte, aber noch nichts klar und
h geschaut.

„Sie glaubte sich nun fähig, durch ihr eigenes Licht diese Dinge zu erleuchten und auf einmal mit ihnen völlig bekannt zu werden.“ Sie eilt auf dem gewohnten Wege zu dem unterirdischen Tempel mit den Bildnissen der Könige.

Die Deutung kann für den, der mit dem bisher Gesagten einverstanden gewesen, nicht zweifelhaft sein; das vortrefflich gewählte Bild bewährt sich, indem es immer neue Seiten des Vergleiches hervortreten läßt, auf das beste.

Die suchende, tastend forschende Literatur, durch die poetische Ahnung zuerst den patriotischen und historischen Ideen zugewendet und mit ihren ehrwürdigen Umrissen bekannt ge-
en, unternimmt es nun, durch die politische Bewegung
italters angeregt, sich klares Licht über diese Dinge
n. Soll ich daran erinnern, wie gerade in den
r und achtziger Jahren eine solche Vereinigung und
ige Durchdringung poetischer und historischer Bega-

bung sich in einem Manne der Nation darbot, wie mächtig die Dichtungen Herder's auf die Entwickelung der geschichtlichen Wissenschaft wirkten, während umgekehrt seine Geschichtswerke so ganz noch in der ästhetisch-poetischen Richtung jener Tage sich bewegen? Ja, wie der unklar schwärmende Patriotismus eines Klopstock und des gesammten Bardenchores jetzt doch auch schon seine Früchte zu tragen begann, indem man sich nicht mehr begnügte von Hermann, dem Cherusker, zu singen, sondern vielmehr anfing, sein Bestreben darauf zu richten, die dunkeln Gebiete der Vorzeit aufzuhellen und die Zustände der Vergangenheit im Lichte der Gegenwart zu betrachten? War es doch gerade der alte geheiligte Boden, der einst die großen Römerkämpfe gesehen hatte, welcher nun den ersten Forscher hervorbrachte, der zu der gemüth- und phantasiereichen Auffassung der germanischen Vorzeit die exacte Arbeit des erfahrenen Geschäftsmannes und Gelehrten hinzubrachte, Justus Möser!

Diesen Proceß also, wie in der Literatur allmälig in übersichtlicher Gruppirung und in bestimmter Gestaltung die Geschichte der Vorzeit hervorzutreten beginnt, galt es in anschaulichem Bilde darzustellen. Es kommt aber noch etwas hinzu, was auf diese Darstellung von wesentlichstem Einflusse sein mußte.

Jene Anfänge politisch-historischer Betrachtung waren von streng-wissenschaftlicher Objectivität sehr weit entfernt; sie liefen vielmehr, wie sie von der Frage nach der besten Verfas-

ſı und beeinflußt waren, ſo auch fortwährend
s Ziel hinaus, unmittelbar in dem Studium der
eit die Löſung des Räthſels der Gegenwart zu
. Man könnte ſagen, mit aller Macht arbeitete die
ſich in den Irrthum hinein, das Glück der Völker
ıte durch die glückliche Beantwortung jener Frage nach
beſten Verfaſſung begründet werden. Begleiten wir
un die Schlange in den Tempel, ſo löſen ſich alle Räthſel
von ſelbſt.

Da thronen in ihren Niſchen die vier Könige, die Abbilder der aufeinanderfolgenden, zugleich einander ergänzenden Formen der germaniſchen Königsherrſchaft, denn es braucht wohl nicht geſagt zu werden, daß die Trennung derartiger Begriffe eben nur in der Vorſtellung exiſtirt. Das Märchen nennt die Namen der drei erſten Könige ſelbſt, ſie ſind Weisheit, Schein und Gewalt; der vierte iſt eine unorganiſche Miſchung aus jenen dreien. Nun iſt es ja klar, daß in der rechten Monarchie dieſe drei Begriffe untrennbar und innig verbunden ſein müſſen, und noch mehr, daß auf keiner Entwickelungsſtufe des Königthums einer derſelben als gänzlich fehlend gedacht werden kann: doch ſind ſie in den verſchiedenen Phaſen desſelben in verſchiedenem Maße vorherrſchend.

Der goldene König — die königliche Würde in ihrer älteſten und ehrwürdigſten Geſtalt, das patriarchaliſche !
thum — „dem Maß nach über Menſchengröße, der

nach aber das Bildniß eher eines kleinen als eines großen Mannes.“ Wenn die Schlange ihm gegenüber das Licht und das Gespräch als das Herrlichste und Erquicklichste bezeichnet, so ist damit darauf hingewiesen, daß diesem Herrscherthum die Mittel der sanften Ueberzeugung und der aufklärenden Belehrung am höchsten stehen.

Von dem goldenen Könige wendet die Schlange sich dem silbernen zu, den das Märchen den Schein nennt: es ist die durch die Länge der legitimen Tradition geheiligte Majestät, deren Macht auf dem ererbten Ansehen beruht und die durch das stolze Bewußtsein erhabener Würde in den Schranken der Mäßigung und Gerechtigkeit erhalten wird. „Er war von langer und eher schmächtiger Gestalt, sein Körper war mit einem verzierten Gewande überdeckt; Krone, Gürtel und Scepter mit Edelsteinen geschmückt; er hatte die Heiterkeit des Stolzes in seinem Angesichte und schien eben reden zu wollen, als an der marmornen Wand eine Ader, die dunkelfarbig hindurchlief, auf einmal hell ward und ein angenehmes Licht durch den ganzen Tempel verbreitete. Bei diesem Lichte sah die Schlange den dritten König, der von Erz, in mächtiger Gestalt dasaß, sich auf seine Keule lehnte, mit einem Lorbeerkranz geschmückt war und eher einem Felsen als einem Menschen glich.“

Aus der geöffneten Mauer tritt der Mann mit der Lampe hervor, der in dem Märchen die Idee der Wissenschaft vertritt. Es ist bedeutsam, daß derselbe erst jetzt bei

es silbernen Königs mit der stillen Flamme nzutritt; mir stellt sich der Sinn in folgen- ır: Lange schon war in der populären Literatur der Vorzeit des deutschen Volkes in goldigem ufgegangen; in poetischer Verklärung und in einer apriorististischen Weise der Construction, wie sie jener gen war, hatte man sich allmälig bestimmte Vorstel- n von der ältesten Geschichte unserer Nation gebildet. dem so bereiteten Boden erwuchs dann die historische rschung, die für die späteren Zeiten nicht entbehrt werden konnte.

„Warum kommst du, da wir Licht haben?" fragte der goldene König den Alten. „Ihr wüßt, daß ich das Dunkle nicht erleuchten darf," lautete die Antwort, die verständlich genug ist. Noch überall hat die Dichtung dem Wissen die Wege gebahnt.

„Endigt sich mein Reich?" fragt der silberne König. „Spät oder nie," versetzt der Alte. Es war eine goldene Zeit, in welcher die Weisheit, angesehen um ihrer selbst- n ı, regierte; die späteren Geschlechter bedurften des S ımers der Majestät, der ihnen als sinnliches Zeichen die digkeit der Geltung innerer Hoheit veranschaulichen m e. Spät oder nie werden die Zeiten kommen, in vußte Anerkennung der sittlichen und intelle zenheit die äußeren Zeichen und Attribute der entbehrlich machen möchte. Mit einer starken

fing der eherne König an zu fragen: „Wann we
stehen?“ „Bald,“ antwortete der Alte. Die le
rührt unmittelbar die in dem Märchen sich
Handlung. Zu lange hat in dem deutschen Re
walt geruht. Da in immer gesteigerter Kraft in
gen der Dichtung, in den Resultaten der For
Bewußtsein des eigenen Wesens der Nation aufgeht, i
Licht beider sich vereinigt, ihr den Tempel seiner Ge
ganz zu erhellen, da kann der Moment nicht mehr fern se
in dem sie erzgerüstet zum lorbeergekrönten Siege sich erh

Und mit wem soll die zermalmende Gewalt sich verbinden? „Mit deinen älteren Brüdern,“ erwiderte der dem ehernen Könige. Weisheit und echte Majestä mit der gerüsteten Kraft verbunden, das ist die Verheißung, welche die Wissenschaft in den Tiefen ihrer W stätten dem deutschen Reiche für seine einstige V bereitete.

„Was wird aus dem jüngsten Bruder werden? der König.

„Er wird sich setzen,“ sagte der Alte.

„Ich bin nicht müde,“ rief der vierte rauhen, stotternden Stimme. An eine Säu
n, von ansehnlicher Gestalt, doch eher schr
, eine unorganische, unangenehm erscheine
dem Metalle seiner Brüder.

Kann man ein treffenderes Bild finden

stand des deutschen Reiches in jenen seinen letzten Tagen: noch ansehnlich die Gestalt, aber wie schwerfällig; nicht ermangelnd des Goldes, des Silbers und auch des Erzes in dem Bau seiner Glieder, aber ach! nicht innig, kraftvoll und zweckgemäß zu einem Gusse geeint, sondern hemmend, verwirrend, in unseligem Widerstreit verbunden und doch auch nicht verbunden! Ihm kündet der Alte das Ende, das im Märchen selbst ja tragikomisch, wie später in der Wirklichkeit, sich vollzieht, und das er doch trotz seiner ohnmächtigen Unbeholfenheit noch von sich abwenden möchte.

Von drei Geheimnissen spricht der Alte zu den drei Königen; das wichtigste unter ihnen ist das offenbare, das eben darin liegt, daß alle diese verborgenen Dinge schon in das volle Licht getreten sind. Ein Jeder weiß es, aber nur der Allen überlegene Beobachter, der die Leuchte des Wissens in seiner Hand trägt, ermißt schon jetzt die gewaltigen Folgen, die nun in naher Zukunft sich ereignen müssen.

„Ich weiß das vierte," sagte die Schlange, näherte sich dem Alten und zischte ihm etwas in's Ohr.

„Es ist an der Zeit!" rief der Alte mit gewaltiger Stimme. Der Tempel schallte wider, die metallenen Bildsäulen klangen, und in dem Augenblick versank der Alte nach Westen und die Schlange nach Osten, und Jedes durchstrich mit großer Schnelle die Klüfte der Felsen.

Zu den Erkenntnissen, welche die Wissenschaft erringt und still bewahrt, muß der Anstoß zum Handeln kommen,

der darauf dringt, sie praktisch zu gestalten. Gerade dieser Dienst ist es, den noch immer in der Vorbereitungszeit zu großen Weltbegebnissen die populäre Literatur, die Publicistik der Wissenschaft hat leisten müssen; das Bindemittel, das zwischen ihrem Reiche und dem anderen Ufer, wo die Masse der Nation wohnt, die Brücke bildet. Das ist das vierte Geheimniß, daß nun diese Literatur, von einem neuen Impuls bewegt, in eine neue Phase getreten ist, daß sie leuchtend geworden ist, die Augen des Volkes zu erhellen! Die Zeit ist reif! Zum ersten Male wird das gewaltige Wort von dem wissenschaftlichen Erkennen gesprochen.

Es gehört dem epischen Gewande des Märchens zu, wenn nun, im Einklange mit dem mächtigen Schlusse der Unterredung, die Scene in entsprechender Weise sich wandelt.

Es bedarf wohl keines Wortes weiter, um die Deutung des Alten zu rechtfertigen. Er war als ein Bauer gekleidet und trug eine kleine Lampe in der Hand, in deren stille Flamme man gern hineinsah, und die auf eine wunderbare Weise, ohne auch nur einen Schatten zu werfen, den ganzen Dom erhellte.

Es hieße Worte verschwenden, wollte ich hier die Parallele ausführen. Aber weiter: „Alle Gänge, durch die der Alte hindurchwandelte, füllten sich hinter ihm sogleich mit Gold; denn seine Lampe hatte die wunderbare Eigenschaft, alle Steine in Gold, alles Holz in Silber, todte Thiere in Edelsteine zu verwandeln und alle Metalle zu zernichten;

diese Wirkung zu äußern, mußte sie aber ganz allein leuchten. Wenn ein ander Licht neben ihr war, wirkte sie nur einen schönen, hellen Schein, und alles Lebendige ward immer durch sie erquickt."

Schön und bedeutend! Wo die Wissenschaft für sich allein thätig ist, da erhalten unter ihrer Behandlung alle Objecte den gleichen, hohen Werth. Was im Leben eine eingebildete Geltung besitzt, wird von ihr als solches zernichtet und unterliegt ihrer zersetzenden Forschung; umgekehrt gewinnt das im Leben Unbedeutendste unter ihren Händen unschätzbaren Werth: der Stein wird zu Gold, das Holz zu Silber; das Kostbarste aber ist der Wissenschaft der organische Körper, gerade wenn das Leben aus ihm gewichen ist; er wird ihr zum Edelstein, dem sie die wunderbarsten Kräfte zu entlocken weiß. Zugleich nimmt durch sie Alles, indem es die zufälligen und unvollkommenen Formen verläßt, regelmäßige und nothwendige, das heißt die schöne Gestalt an, wie das im Märchen gleichfalls am Schlusse als eine Wunderkraft der Lampe sich erweist. Wie herrlich aber auch das noch Fehlende: wo die Lampe neben einem anderen Lichte leuchtet, wo die Wissenschaft also nicht ausschließlich auf Erfüllung ihrer eigensten Zwecke arbeitet, sondern sich hinzugesellt zu aus anderen Gebieten stammender Erkenntniß, sei es aus dem Leben, aus der Kunst oder aus der Religion, da wirkt sie immer einen schönen, hellen Schein, und alles Lebendige wird immer durch sie erquickt!

Ich komme nun zu einer Partie des Märchens, in welcher die von Goethe gewählte Form der Einkleidung für den ersten Blick etwas Befremdliches hat, obwohl dieses Befremden bei näherer Betrachtung schwindet. Ich spreche von der Figur der Alten und dem sie betreffenden Theile der Handlung. Die Bedenken, die sich hier dem richtigen Verständniß anfangs entgegenstellen, schwinden um so mehr, je mehr die leicht ironische Färbung, die hier zuerst obwaltet, gegen das Ende den tiefen Ernst und die großartige Conception des Grundgedankens zur Entwickelung gelangen läßt.

Ich habe oben darauf hingewiesen, daß es sich später zeigen würde, auf welche Weise es den Irrlichtern gelingt, jenen dem Fährmann geschuldeten Zoll abzutragen. Es handelte sich nach der oben entwickelten Deutung um die Frage: auf welche Weise und auf welchem Gebiete ist es jenen neuen Ideen, als deren Träger die Irrlichter erscheinen, gelungen, durch die thatsächliche Befriedigung eines unmittelbaren praktischen Bedürfnisses in der Nation Eingang und festen Boden zu finden? Das war doch die Bedeutung jenes für die Ueberfahrt verlangten Zolles von Feld- und Gartenfrüchten. Gehen wir dieses Mal von den wirklichen Verhältnissen aus. Um es kurz zu sagen: während die Neuerungsideen des philosophischen Jahrhunderts in Frankreich zugleich religiös und politisch wirksam wurden, wie denn die zu bekämpfenden Mißbräuche dort auf beiden Gebieten ganz untrennbar miteinander verwachsen waren, gewann in Deutschland

die Aufklärung zunächst hauptsächlich auf dem Gebiete der kirchlichen Zustände ihr Feld und begann erst später sich auf die politischen Verhältnisse auszudehnen. In Wahrheit haben die religiösen Vorstellungen für die Aufnahme der Neuerungsideen nach Deutschland den Zoll entrichtet. Nicht jedoch, daß jenes stark empfundene Bedürfniß der Nation nun auf diese Weise völlig zufriedengestellt worden wäre!

Vielmehr — und wir werden im Märchen dafür einer überraschenden Feinheit und Tiefe der Beziehungen begegnen — blieb jene Leistung eine unvollständige, und die Erfüllung der Wünsche der Nation für eine völlige Erneuerung der religiösen Anschauungsweise blieb in die Ferne gerückt, da ein neuer Wahnglaube, in der Form verschieden, in dem Wesen dem alten ganz gleich, weil aus derselben Kurzsichtigkeit und Oberflächlichkeit der Menschen entsprungen, sich sogleich dem neuen philosophischen Rationalismus an die Fersen heftete und einen Theil der erhofften Früchte der Bewegung entzog. Es genügt wohl, mit einem Worte darauf hinzuweisen, wie die religiöse Aufklärung des vorigen Jahrhunderts so vielfältig sich verbrämt und verkümmert erweist, auf der einen Seite durch die Ausartungen des radicalen Rationalismus, auf der anderen Seite durch jene mannigfachen mystischen, theosophischen und völlig absurden Ausschreitungen, zu deren Hervorbringung hier wie dort Leichtfertigkeit und Leichtgläubigkeit, Wundersucht und Zweifelsucht das alte Bündniß schlossen.

Wie schon gesagt, nimmt das Märchen in dieser Partie den Ton einer leichten Ironie an, welchen Goethe bei all' seiner ernsten und tiefen Religiosität in kirchlichen Dingen anzuschlagen liebte.

Mir scheint die Alte, die Gefährtin des Mannes mit der Lampe, die am Schlusse des Märchens, verjüngt für ein neues Jahrtausend, den Bund mit ihm eingeht, die mit der schönen Lilie wohl vertraut ist, die aber zunächst nicht ohne manche deutlichen Spuren des Alters und nicht ohne manche, wenn auch entschuldbare Abgeschmacktheiten sich darstellt, das Bild, das Goethe wählte, um die kirchlichen Vorstellungen zu repräsentiren, wie sie in der Masse des Volkes im vorigen Jahrhundert vorhanden waren. Es ist doch wahrlich kein erniedrigendes Bild, die Religion als die Gattin des Wissens zu denken, die ihm ebenbürtig, in Gemüth und Gefühl das besitzt, wonach die Wissenschaft prüfend forscht. Hier erscheinen nun freilich diese kirchlichen Formen der verjüngenden Wiedergeburt bedürftig; es ist aber groß und schön gedacht, diese Reform als mit der politischen Regeneration der Nation nothwendig zusammenfallend vorzustellen.

Der Alte findet die Frau schluchzend über die Zudringlichkeit der Irrlichter, welche sie anfangs gern aufgenommen, die aber dann in unverschämter Weise sie bedrängt hätten, um zuletzt von den Wänden, deren alte Steine sie seit hundert Jahren nicht gesehen, alles Gold herunterzulecken, das ihnen weit besser als gemeines Gold schmeckte. Sie wurden

und glänzender davon und schüttelten sofort
ldstücke um sich her, und der treue Mops der
:r einige davon fraß, liegt nun zu ihrem größten
todt am Kamin.

Handlung ist Zug für Zug auf das Verhältniß
ung zur Volkskirche zu deuten. Anfangs auf das
|ste aufgenommen, machen die neuen Ideen sich
che bald sehr unangenehm fühlbar, und der Jammer über das Gold, das von den alten Wänden heruntergefegt wird, ist groß. Auf der anderen Seite, wie treffend, daß die Aufklärung, während sie die kirchlichen Vorstellungen bekämpft, dennoch aus ihnen einen großen Theil ihrer Kräfte zieht, mit denen sie dann wieder in freigebigster Weise weiter wirthschaftet. Nur daß es denn doch in dem Hausrathe des volksthümlichen Kirchenthums Dinge giebt, die diese neue, so achtlos ausgestreute Speise nicht vertragen. Es klingt abermals zu Anfang befremdlich und erscheint vielleicht als etwas lästerlich, wenn ich es ausspreche, daß Goethe mit dem treuen, geliebten Mops der Alten, der an dem Golde der Irrlichter stirbt, den volksthümlichen, religiösen Wunderglauben gemeint hat. Und doch gewinnt auch diese Vorstellung ein ganz anderes und ernstes Aussehen, wenn wir den Gang der Handlung weiter verfolgen.

Die Lampe verwandelt das todte Thier in den sc
die schöne Lilie belebt ihn, und er ist ihr ein
elgefährte; ja, noch mehr, unter den zusammentref

Unglückszeichen, die doch auf ein nahes großes Glück deuten sollen, wird er besonders hervorgehoben. Die Deutung findet auch hier die volle Bestätigung:

Der Glaube, der im Volke erstirbt, wird als Mythe in der Hand der Wissenschaft ein kostbares Object.

So geschah es im vorigen Jahrhundert vielfach mit den biblischen Vorstellungen, welche in demselben Maße, als sie aufhörten lebendig wirksam zu sein, ein Gegenstand wissenschaftlicher und namentlich ästhetischer Betrachtung wurden. Man denke an Herder's „Geist der ebräischen Poesie" und an Goethe's eigene Bibelstudien. Ja, indem man anfing, die Bibel unter diesem Gesichtspunkt zu studiren, erfuhr die Poesie von dieser Seite eine bedeutende Bereicherung und sehr folgenreiche Anregungen. Wie einfach und vielbedeutend drückt diesen Vorgang die Handlung aus, welche die Lampe den Edelstein der schönen Lilie senden läßt, die ihn belebt: aus dem Leben scheidend fallen jene Vorstellungen der Wissenschaft zu, welche sie nach den ihnen innewohnenden Formgesetzen harmonisch ordnet und sie der Kunst überliefert, durch die sie nun ein zweites Leben empfangen!

Daß die Alte dennoch den Irrlichtern versprochen hat, für sie den Zoll zu entrichten, lobt der Alte: „Du kannst ihnen den Gefallen thun, denn sie werden uns gelegentlich auch wieder dienen." Großsinnig und weitschauend erblickt er in dem vermeinten, augenblicklichen Unheil schon die Aussaat des kommenden Heiles; so läßt er auch der Lilie, da er

ihr durch seine Frau den Onyx übersendet, verkünden: sie solle nicht trauern; ihre Erlösung sei nahe, das größte Unglück könne sie als das größte Glück betrachten, denn es sei an der Zeit.

Die Alte macht sich mit dem Onyx und den Früchten, die für den Fluß bestimmt sind, auf den Weg.

„Alles Todte, was sie trug, fühlte sie nicht; vielmehr hob sich alsdann der Korb in die Höhe und schwebte über ihrem Haupte. Aber ein frisches Gemüs oder ein kleines lebendiges Thier zu tragen, war ihr äußerst beschwerlich." Auch dies ist keine willkürliche, krause Erfindung! Das organisch Lebendige, die Früchte der Erde, sind das Symbol für die in praktischer Wirksamkeit geübte lebendige Bethätigung, die unmittelbare Nahrung den Bedürftigen gewährt; wogegen das Todte, welches den Korb frei schwebend sich erheben läßt, auf den abstracten, theoretischen Besitz deutet. Es ist ein echt Goethe'scher Gedanke, darauf hinzuweisen, wie gerade in der Kirche das eigentlich Mühe Erfordernde und daher auch Anerkennung Verdienende nicht in den Leistungen des dogmatischen Systems liegt, sondern mehr als hierin in der kleinsten lebendigen That.

Auf das Folgende im Märchen habe ich schon hingewiesen, da ich davon sprach, wie die religiöse Aufklärung, durch die ihrer Natur nach mit Nothwendigkeit in ihr entstehenden neuen Mißbilligungen des Wähnens verkümmert, der Nation nur einen Theil der erhofften Früchte zu erstat-

ten vermochte. Der Riese nimmt sich von den je drei für den Fährmann bestimmten Früchten seinen Antheil, ohne daß das Weib es hindern kann; den ungenügenden Zoll nimmt der Fährmann nur an, wenn sie für das Fehlende sich dem Flusse verbürgt. Die in den Fluß getauchte Hand wird zum Wahrzeichen der Verbürgung schwarz und schwindet dahin. Als die Alte mit dem größten Verdrusse dies bemerkt, erhält sie zur Antwort: „Jetzt scheint es nur so, wenn Ihr aber nicht Wort haltet, kann es wahr werden. Die Hand wird nach und nach schwinden und endlich ganz verschwinden, ohne daß Ihr den Gebrauch derselben entbehrt. Ihr werdet Alles damit verrichten können, nur daß sie Niemand sehen wird."

„Ich wollte lieber, ich könnte sie nicht brauchen, und man säh' mir's nicht an," sagte die Alte; „indessen hat das nichts zu bedeuten; ich werde mein Wort halten, um diese schwarze Haut und diese Sorge bald los zu werden."

Die Kirche ist zwar in ihrem Wesen durch die Aufnahme der Aufklärung nicht geschädigt — sogar das Gold, das die Irrlichter von den Wänden gefegt, hat ihr die Lampe wieder ersetzt, — aber in ihren Bemühungen, das von den neuen Ideen dem Volke Versprochene zu leisten, ist sie durch die unüberwindliche Riesenkraft des alten Wahnglaubens gehindert, und so bleibt sie für jene Forderung der Zeit verhaftet und trägt auch äußerlich die Spuren davon. Es ist abermals ein feiner ironischer und doch ein ernster und gemüthvoller Zug, daß zwar die Alte, die Vertreterin der

llungen, die Einbuße an ihrer Ansehnlichkeit
nerzen zu können erklärt, als sie einen wirkli-
m ihrer Wirkungsfähigkeit ertragen würde, daß
lichkeit selbst bei gänzlichem Schwinden der an-
Erscheinung die Kraft jener Vorstellung unver-
st.

Handlung nähert sich jetzt ihrem bewegtesten Theile.
höne Jüngling gesellt sich zu der Alten; „seine Brust
c mit einem glänzenden Harnisch bedeckt, durch den alle
ile seines schönen Leibes sich durchbewegten.

Um seine Schultern hing ein Purpurmantel, um sein unbedecktes Haupt wallten braune Haare in schönen Locken; sein holdes Gesicht war den Strahlen der Sonne ausgesetzt sowie seine schön gebauten Füße. Mit nackten Sohlen ging er gelassen über den heißen Sand hin, und ein tiefer Schmerz schien alle äußeren Eindrücke abzustumpfen.“ Es ist der trauernde Genius der deutschen Nation gemeint, dessen Thatkraft in dem Suchen nach dem Ideal der Wahrheit und Schönheit erlahmt ist. Großer Ereignisse bedarf es und des Zusammentreffens der günstigsten Umstände, soll er jetzt, selbst wenn er jenem Ideal sich genaht hat, zu einem neuen Leben, zu höheren Thaten erweckt werden. „Was unsterblich im Gesang soll leben, muß im Leben unter
ıt der Dichter. Das wäre jener völlige Tod
s der deutschen Nation gewesen, wenn hinfo
; ein Gegenstand der feiernden Erinnerung der

geworden wäre! Fast erscheint dem Jünglinge der Tod, den die Berührung der schönen Lilie bringt, erwünschter, als das unbefriedigte Sehnen nach der Vereinigung mit ihr, das alle anderen Kräfte aufzehrt. Die Deutung braucht hier den Worten des Märchens kein Wort hinzuzufügen. „Sieh mich an," sagt der Jüngling zu der Alten, „in meinen Jahren, welch einen elenden Zustand muß ich erdulden! Diesen Harnisch, den ich mit Ehren im Kriege getragen, diesen Purpur, den ich durch eine weise Regierung zu verdienen suchte, hat mir das Schicksal gelassen, jenen als eine unnöthige Last, diesen als eine unbedeutende Zierde. Krone, Scepter und Schwert sind hinweg; ich bin übrigens so nackt und bedürftig als jeder andere Erdensohn; denn so unselig wirken ihre schönen blauen Augen, daß sie allen lebendigen Wesen ihre Kraft nehmen, und daß diejenigen, die ihre berührende Hand nicht tödtet, sich in den Zustand lebendig wandelnder Schatten versetzt fühlen."

Ich habe schon oben Gelegenheit genommen, über dieses Gleichniß von der lähmenden und selbst tödtlich wirkenden Kraft der Idee mich näher auszusprechen; hier begnüge ich mich, nur noch aus dem Folgenden eine bedeutsame Stelle hervorzuheben, welche die gegebene Deutung bestätigt und ergänzt: „Er fragte viel nach dem Manne mit der Lampe, nach den Wirkungen des heiligen Lichtes, und schien sich davon für seinen traurigen Zustand künftig viel Gutes zu versprechen."

Wie mächtig fördernd, wie heilkräftig wirkend hat die Wissenschaft eingegriffen in jenes allzueifrige Werben des deutschen Genius um das ästhetische Ideal, wie viel Gutes hat sie beigetragen, um die endliche Auferstehung vorzubereiten!

Beide Wanderer, die Alte und der Jüngling, betreten nun den majestätischen Bogen der Brücke, den die Schlange über den Fluß hinüberwölbt. Sie erstaunen über den herrlichen Glanz, in dem sie von der Sonne bestrahlt auf das wunderbarste schimmert, denn noch wußten sie nichts von der Veränderung, die mit der Schlange vorgegangen, und gehen mit Ehrfurcht und schweigend hinüber. Glückverheißend und hoffnungerweckend ging die schöne Literatur des vorigen Jahrhunderts allen den besten Bestrebungen der Nation auf ihrem Wege zum höchsten Ziele herrlich leuchtend auf.

Am anderen Ufer folgt ihnen die Schlange, die Irrlichter finden sich dazu, und Alle begeben sich nach dem Parke der schönen Lilie. „Doch so viele Personen auch um sie sein konnten, so durften sie doch nur einzeln kommen und gehen, wenn sie nicht empfindliche Schmerzen erdulden sollten.“

Das ist abermals einer von den Zügen, die absurd wären, wenn sie nichts für die Charakteristik bedeuteten. Es ist ja eine leicht zu erfassende Wahrheit, daß der Zug[e]
dem Ideal der Schönheit wohl Allen offen steht, da[ß]
doch Jeder nur für sich allein, in der ihm eigenen W[eise]
gewinnen kann, und daß bei diesem Hinzutreten [...]

Allerheiligsten die Gemeinschaft mit Anderen absolut hinderlich ist.

In dem Park der Lilie betreten wir die Region der reinen Schönheit, die alle Sinne zugleich umfängt, wie sie als allein wirkende Kraft, in allen Künsten dieselbe, in allen verschiedenen Formen in gleicher Weise sich äußert. Die lieblichen Töne, die sie zur Harfe singt, zeigen sich erst als Ringe auf der Oberfläche des stillen Sees, dann wie ein leichter Hauch setzen sie Gras und Büsche in Bewegung. Doch mit Betrübniß antwortet sie auf die Lobsprüche der Alten, denn ihr Canarienvogel, der sonst ihre Lieder auf das angenehmste begleitete und sorgfältig abgerichtet war, sie nicht zu berühren, war, von einem Habicht geschreckt, in ihren Busen geflüchtet und hatte im Augenblicke den Tod gefunden.

Es mehren sich die Anzeichen, die von allen Seiten her auf eine bevorstehende, allgemeine Katastrophe hindeuten. Zu der Veränderung, die in der Literatur vorgegangen, zu den bedeutenden Begebnissen auf kirchlichem Gebiet, zu der Erweiterung der wissenschaftlichen Interessen kommt nun ein Vorgang, der das Reich der schönen Lilie angeht, der also das Gebiet der Schönheit betrifft. Ich stehe nicht an, auch für den getödteten Vogel und für den Habicht eine Deutung in Anspruch zu nehmen, um so mehr, da das Märchen beide bis zum Schlusse im Auge behält und sie ihre Rollen durchführen läßt. Der Vogel wird mit dem Jüngling zugleich

erweckt, während der Habicht am Schlusse, die Lüfte erhebend, mit dem aus dem Spiegel ten Lichte der aufgehenden Morgensonne Liliens t erweckt und himmlischen Glanz um den jungen : breitet. Die Lilie selbst, so sehr sie der Tod des)merzt, sieht darin ein gutes Zeichen für die Zu- nd wird in dieser Hoffnung durch die Schlange zuver- uch bestärkt, weil es eben „an der Zeit sei"! Der harm- Sänger, den die Schönheit selbst seine Lieder gelehrt, wird von einem Stärkeren, Rauheren in den Tod getrieben, den er sich selbst bereitet, da er, statt im heiteren Spiele sie zu umflattern, flüchtend bei ihr Schutz sucht.

Ich wies schon oben darauf hin, wie in diesen glücklich gewählten Symbolen und den Beziehungen, in die sie zu einander gesetzt sind, etwas Unerschöpfliches liegt, welches immer aufs Neue die Gedanken anregt. So auch hier. Die Schönheit vermag ihre Lieblinge nicht zu schützen, ja sie beschleunigt ihren Untergang, wenn sie den von außen an sie herantretenden Ereignissen, Forderungen, Schrecknissen nicht anders zu begegnen wissen, als in desto engerem Anschlusse an sie. Gerade das absolut Verderbliche des ausschließlich auf das Aesthetische gewandten Strebens, von dem man später so Vieles gesagt hat, ist ja in dem Bilde von der Lilie, deren Berührung tödtet, auf das deutlichste gesprochen.

Hier aber sind wir an der Stelle angelangt, wo

die Ereignisse zu der letzten schweren Katastrophe sich bereiten, und mit wunderbarer Klarheit hat hier der Geist des Dichters in die Zukunft geschaut. Alle die vielfachen in wacher und regér Thätigkeit gespannten Kräfte der Nation können den tödtlichen Fall nicht aufhalten: auch dem schönen Jünglinge steht der Tod bevor, und wie ein Sturmbote, der das kommende Unheil kündet, erscheint in dem Reich der schönen Lilie jener Stoßvogel, der den Gesang ihres Lieblings verstummen macht. So stellt sich mir der Gedanke des Dichters dar: Diese Nation muß zum Falle kommen, ehe sie sich zu ihrer vollen Kraft erheben kann, dann aber wird ihre Zeit gekommen sein — und diese Zeit ist nahe —, daß sie mit vereinter Anspannung aller ihrer geistigen Kräfte auch die äußere Kraft und Machtstellung und geordnete Verfassung sich erwirbt, ohne welche das geistreichste Volk so wenig gedeihen kann, wie die Seele ohne den Körper. Ich will damit nicht sagen, daß Goethe Jena und die Freiheitskriege voraus divinirt hat. Keineswegs! Jene zerschmetternden Schläge gingen weit über sein Erwarten. Aber die Auflösung des Reiches sah er in jenen Revolutionsjahren vor seinen Augen — ich habe oben daran erinnert — und furchtbar ernst war die Zeit um ihn geworden. Die harmlose Ruhe ästhetischen Genießens und Schaffens war gestört durch ganz andere, schwerere Sorgen, als um Lieder und Gedichte, durch Aufgaben, welche unmittelbare praktische Lösung heischten. Vor diesen rauhen Forde-

rungen schienen in Zukunft die Musen schweigen zu müssen, wenn auch nur, um in einer schöneren Zukunft wieder zu erwachen. Dieser strenge, patriotische Sinn und Geist, der die lyrischen Klänge verstummen macht, ist der Habicht, der den geliebten Sänger in den Tod scheucht. Es kamen die Tage für Deutschland, wo das eine Wahrheit wurde. Und mußten die Freunde der Schönheit nicht darüber trauern, so lange gerade ihnen doch noch immer die Zuversicht fehlte, mit der andere Richtungen des nationalen Geistes der Erfüllung der gemeinsamen Hoffnungen entgegensahen?

So gewinnt das Klagelied der schönen Lilie mir vollen, weitreichenden Sinn, welches sonst geradezu abgeschmackt erscheinen muß, und es wird mir völlig verständlich, wie Goethe in jenem Briefe an Schiller, den ich oben besprochen, seine Schlußzeilen im größten Ernste citiren konnte.

Was helfen mir die vielen guten Zeichen,
Des Vogels Tod, der Freundin schwarze Hand?
Der Mops von Edelstein, hat er wohl Seinesgleichen?
Und hat ihn nicht die Lampe mir gesandt?

Entfernt vom süßen menschlichen Genusse,
Bin ich doch mit dem Jammer nur vertraut.
Ach, warum steht der Tempel nicht am Flusse,
Ach, warum ist die Brücke nicht gebaut!

„Die Weissagung von der Brücke ist erfüllt,“ ...
Schlange aus, „fragt nur diese gute Frau! Was
undurchsichtiger Jaspis, was nur Prasem war, durch ...
Licht höchstens auf den Kanten durchschimmerte, ist nun

sichtiger Edelstein geworden — kein Beryll ist so klar, und kein Smaragd so schönfarbig."

„Ich wünsche Euch Glück dazu," sagt die Lilie; „allein verzeihet mir, wenn ich die Weissagung noch nicht erfüllt glaube! Ueber den hohen Bogen Eurer Brücke können nur Fußgänger hinüberschreiten, und es ist uns versprochen, daß Pferde und Wagen und Reisende aller Art zu gleicher Zeit über die Brücke herüber und hinüber wandern sollen. Ist nicht von den großen Pfeilern geweissagt, die aus dem Flusse selbst heraussteigen werden?"

Kann ein Bild deutlicher und beredter sprechen? Die noch so sehr verschönerte und geläuterte Literatur vermag ihre große Mission nicht zu erfüllen, so lange sie das exclusive Besitzthum Einzelner ist, die auf ihrem Bogen in das Reich der vollkommenen Vorstellungen zu gelangen vermögen. Nein, ein Gemeingut Aller soll sie werden, Allen soll sie sich darbieten, Allen zugänglich geworden sein; dann werden die Pfeiler, die dem Bogen Kraft und Bestand für immer sichern, von selbst aus dem Boden unter ihr emporwachsen! Hat der Same der neuen Geistesbildung erst einmal Wurzel gefaßt im Boden des Volkes, dann wird die Frucht sich immer erneuern und hundertfältig vermehren.

Auch wenn die schöne Lilie den getödteten kleinen Sänger nun an den Mann mit der Lampe sendet, damit dieser ihn in einen schönen Topas verwandele, und sie ihn dann aufs Neue belebe, so ist das die ganz consequente Ausführung des Bildes.

unter der ernsteren, dringenderen Arbeit der
ihrer politischen Gestaltung die lyrische Produc-
erlischt, so ist während solcher Zeit die theoretische
ng um so eifriger beschäftigt, die erworbenen ästheti-
säze zu erhalten und sie fortwährend nutzbar zu
. Aber auch dann bekommen sie Leben immer nur
die Berührung jenes selben Schönheitssinnes, dem sie
st ihre Entstehung verdankten.

Jener politischen Arbeit der Zukunft wendet die Schlange jetzt die Aufmerksamkeit der schönen Lilie zu: der Tempel ist erbaut, wenn er auch noch in den Tiefen der Erde ruht, noch nicht an den Fluß gerückt ist; aber schon ist in ihm das Wort erklungen, daß es an der Zeit sei.

Es ist, als ob in der Erwartung der kommenden Katastrophe eine Pause in der Handlung eintritt. Die Begleiterinnen der Lilie, über allen Ausdruck schön und reizend und doch neben der Lilie selbst verschwindend, sind dienend um sie geschäftig, wir werden später in ihnen die Vertreterinnen der Künste erkennen, wenn sie hier auch zunächst nur als die würdige Umgebung der erhabensten Schönheit in angemessener Thätigkeit erscheinen. Hier, wie in dem Folgenden, in dem unschuldigen Spiele der schönen Lilie mit dem durch
ihre Berührung belebten Mopse, in dem Unmuthe d
s darüber, der dann zu der Katastrophe führt, da
zweifelnd auf die schöne Lilie losstürzt und durch i
rührung entseelt zu Boden sinkt, in allem Diesem

sich die Erzählung rein episch fort, und es wäre verkehrt, bis in alle diese Einzelheiten die Ausführung der dem Ganzen zu Grunde liegenden Gedanken zu suchen. Nur hin und wieder erinnert an gelegener Stelle hier ein Wort an den allegorischen Sinn. So jene Bemerkung über die Schönheit der Dienerinnen Liliens; so der Umstand, daß der Jüngling den Habicht auf seiner Hand trägt, den er den Gefährten seines Unglücks nennt, denn allerdings ist auch dieser durch den Blick der schönen Lilie gelähmt, der kräftigere Aufschwung der sich ankündigenden politischen Epoche durch die noch allein herrschende Macht der ästhetischen Bildung gehemmt.

Ueber alle Beschreibung schön und ergreifend ist die nun folgende Scene. Ich gebe es auf, hier jeder einzelnen Wendung commentirend zu folgen, und lasse das Gedicht für sich selbst reden. Wenn es schon an sich mit jedem weiteren Schritte das Gemüth immer mehr mit Rührung und Erhebung erfüllt, so ergreifen diese Empfindungen die Seele mit weit größerer Kraft, sobald die völlig individuell gehaltenen Personen der auch hier völlig individuell sich entwickelnden Erzählung nun schon lange für den Leser die vertrauten Symbole jener großen, Alles bewegenden Gedanken geworden sind.

„Das Unglück war geschehen. Die süße Lilie stand unbeweglich und blickte starr nach dem entseelten Leichnam. Das Herz schien ihr im Busen zu stocken und ihre Augen waren ohne Thränen. . . . . Ihre stumme Verzweiflung sah sich nach Hilfe nicht um, denn sie kannte keine Hilfe."

„Dagegen regte sich die Schlange desto emsiger: sie schien auf Rettung zu sinnen, und wirklich dienten ihre sonderbaren Bewegungen, wenigstens die nächsten schrecklichen Folgen des Unglücks auf einige Zeit zu hindern. Sie zog mit ihrem geschmeidigen Körper einen weiten Kreis um den Leichnam, faßte das Ende ihres Schwanzes mit den Zähnen und blieb ruhig liegen.“

Die Dienerinnen schmücken Lilie, die eine, sie mit einem leuchtenden Schleier umwindend, die andere, ihr die Harfe reichend, die dritte, indem sie ihr Bild in einem hellen, runden Spiegel ihr darstellte. „Der Schmerz erhöhte ihre Schönheit, der Schleier ihre Reize, die Harfe ihre Anmuth, und so sehr man hoffte, ihre traurige Lage verändert zu sehen, so sehr wünschte man, ihr Bild ewig, wie es gegenwärtig war, festzuhalten.“

„Mit einem stillen Blick nach dem Spiegel lockte sie bald schmelzende Töne aus den Saiten, bald schien ihr Schmerz zu steigen, und die Saiten antworteten gewaltsam ihrem Jammer; einigemal öffnete sie den Mund zu singen, aber die Stimme versagte ihr; doch bald löste sich ihr Schmerz in Thränen auf; zwei Mädchen faßten sie hilfreich in die Arme, die Harfe sank aus ihrem Schoß; kaum ergriff noch die schnelle Dienerin das Instrument und trug es bei Seite.“

Kann es ein treffenderes und zugleich rührenderes Bild von der Schönheit des Schmerzes geben, wie in der Noth des Vaterlandes, wenn der frohe, harmlose Naturlaut des Sanges nun schon längst verstummt ist, die trauernde Kunst

auch ihre Klage noch durch die Züge der Schönheit verklärt, sie im Bilde, in Tönen oder im Schleier der Dichtung bald leise, bald in lauterem Jammer noch immer fortgestaltet, bis tödtliche Ermüdung auch sie ergreift!

„Wer schafft uns den Mann mit der Lampe, ehe die Sonne untergeht?" zischt die Schlange. Rathlos sehen die Mädchen sich an, Liliens Thränen vermehren sich, und in athemloser Klage kommt die Frau mit dem Korbe zurück, die ihre Schuld an den Fährmann nicht mehr abzutragen vermag und fürchtet, für immer verstümmelt zu werden.

In der allgemeinen Verwirrung ertheilt die Schlange nach allen Seiten Rath. Sie verlangt nach den Irrlichtern, daß sie den Mann mit der Lampe zur Stelle bringen. „Leider vergoldete schon der Strahl der sinkenden Sonne nur den höchsten Gipfel der Bäume des Dickichts, und lange Schatten zogen sich über See und Wiese; die Schlange bewegte sich ungeduldig, und Lilie zerfloß in Thränen."

Ich unterbreche mich hier auf einen Augenblick um, auf einen Brief Goethe's hinzuweisen, der mich lebhaft an diese Situation des Märchens erinnert hat. Es ist in den Briefen an Friedrich August Wolf, welche Michael Bernays mitgetheilt hat (Preuß. Jahrbuch XXI, 1868), der Brief vom 28. November 1806, in welchem er dem Freunde Muth zuspricht, in dem schweren Verhängniß des Vaterlandes durch desto reichere geistige Thätigkeit sich selbst und damit so vielen Anderen die Kraft zu erhalten. In dem vortrefflichen ein-

leitenden Aufsatz zu jenen Briefen (Preuß. Jahrbuch XX, 1867) äußert sich M. Bernays darüber in folgender Weise:

„Während Alles um ihn her auseinanderzufallen und zusammenzubrechen schien, war Goethe mit ungebrochenem Muthe vornehmlich darauf bedacht, Alles und Jedes, was seinem Dasein Werth gab, zu retten und zu erhalten. Er benutzte den ersten Moment, der wieder eine erwünschte Thätigkeit gestattete; denn nur der thätige Mensch macht sich zum Herrn über sich selbst und über die ungünstigen Mächte des Augenblicks. Da seine Papiere unversehrt geblieben, so betrieb er emsig die Fortsetzung umfangreicher Arbeiten und ließ es sich besonders angelegen sein, Alles zu sammeln und zu ordnen, was er über bedeutende Probleme der Naturwissenschaften gedacht und aufgezeichnet hatte. Und wie er selbst im unablässigen Thun Stärkung und Beschwichtigung fand, so ließ er nicht ab, auch Andere zu gleicher Festigkeit zu ermuthigen. Ueberall hin, so weit nur der Kreis seines Wirkens reichte, griff er ein mit Wort und That, tröstend, helfend und aufmunternd. Vor Allem wollte er, daß die geistige Thätigkeit der Nation nicht ins Stocken gerathe. Da ihm die politische Macht Deutschlands vernichtet schien, so sollte nach seinem Wunsche das Geistesleben des Volkes sich um so kräftiger zusammenraffen, sich zu den stärksten und edelsten Aeußerungen erheben und dadurch dem fremden Sieger Anerkennung abzwingen."

Der Verfasser fügt noch eine Mittheilung Fernow's vom

7. Januar 1807 an Böttiger über Goethe's Meinung und Aeußerung hinzu: „Deutschland habe jetzt nur eine große und heilige Sache, die, im Geiste zusammenzuhalten, um in dem allgemeinen Ruin wenigstens das bis jetzt noch unangetastete Palladium unserer Literatur aufs eifersüchtigste zu bewahren" (Böttiger, Literar-Zustände und Zeitgen. II, 279).

Zur rechten Zeit erscheint den Harrenden der Mann mit der Lampe, durch den Geist seiner Lampe selbst getrieben, „welche spratzelt, wenn man seiner bedarf," und durch den Habicht geleitet, der, hoch sich in die Lüfte erhebend, die letzten Strahlen der untergehenden Sonne widerspiegelt. Wie schön dient der patriotische Aufschwung der Wissenschaft zum Führer, daß sie helfend herbeieile, ehe unleidliche Fäulniß den dahingesunkenen Körper der Nation ergreife.

„Ob ich helfen kann, weiß ich nicht;" spricht der Alte, „ein Einzelner hilft nicht, sondern wer sich mit Vielen zur rechten Stunde vereinigt. Aufschieben wollen wir und hoffen."

Die Sonne sinkt, aber die Finsterniß wird von der Schlange und der Lampe erleuchtet, „und auch der Schleier Liliens gab ein sanftes Licht von sich, das wie eine zarte Morgenröthe ihre blassen Wangen und ihr weißes Gewand mit einer unendlichen Anmuth färbte. Man sah sich wechselsweise mit stiller Betrachtung an, Sorge und Trauer waren durch eine sichere Hoffnung gemildert." Auch das hat sich später erfüllt und in noch viel herrlicherer Weise, als Goethe es damals ahnen konnte. Von dem sanften Lichte der Wissen-

schaft erhellt, erwärmt von dem Lebensodem einer idealen Literatur, verklärt von dem Morgenglanze der Schönheit, so reifte in stiller Hoffnung die Zeit den Thaten entgegen, die auf die Nacht der Erniedrigung den Morgen der nationalen Wiedergeburt heraufführten.

Auch das Folgende hat seine Wahrheit; nur muß man sich hüten, wenn in so vieler Hinsicht die kommende Zeit den ahnungsvollen Bildern des Märchens entsprach, nun in allen Punkten die Erfüllung derselben in der Wirklichkeit finden zu wollen, und zwar für alle in der nämlichen Zeit, in demselben Beieinander. Manches hat sich später vollzogen, in Manchem stehen wir noch mitten inne, was das Märchen Alles in eine Schau, in eine sich gleichzeitig entwickelnde Handlung zusammenfaßt. Man muß auch bedenken, daß, wenn auf der einen Seite die Ereignisse in weit gewaltigerer Weise sich vollzogen haben, als Goethe damals sich davon eine Vorstellung machen konnte, auf der anderen Seite in Entwickelungen so großartiger Natur doch lange Pausen des Stillstandes eintreten. Auf alle diese Fragen des Wie, des Wann und Wie lange kann eine Composition wie das Märchen ihrer Natur nach keine Rücksicht nehmen. Es begnügt sich, die wirkenden Kräfte und ihr Verhältniß zu einander mit dichterischer Phantasie zu verkörpern und in freier Handlung zu veranschaulichen. So in völliger Ruhe in den Regionen begrifflichen Betrachtens verweilend, gewinnt es auch die Frei-

heit des echten Humors, der ihm gestattet, mitten im hohen Ernste des tragischen Pathos doch die Schärfe und Klarheit des Blickes für das Mangelhafte der Objecte zu bewahren und unbeschadet liebevoller Schätzung ihres Werthes jene Mängel mit der Heiterkeit des komischen Contrastes zu beleuchten.

So treten in der erwartungsvollen Pause der Handlung die Irrlichter auf, die indessen äußerst mager geworden sind. Sie sind artig um Lilie und ihre Begleiterinnen beschäftigt: „mit der größten Sicherheit und vielem Ausdruck sagten sie ziemlich gewöhnliche Sachen.“ Unerschöpflich sind sie namentlich im Lobe von Liliens Schönheit. Unruhig besorgt ist nur die Alte, welche, ungeachtet der Versicherung ihres Mannes, „daß ihre Hand nicht weiter abnehmen könne, so lange sie von seiner Lampe beschienen sei,“ mehr als einmal behauptet, daß, wenn es so fortgehe, noch vor Mitternacht dieses edle Glied völlig verschwinden werde.

Der Alte mit der Lampe hatte dem Gespräche der Irrlichter aufmerksam zugehört und war vergnügt, daß Lilie durch diese Unterhaltung zerstreut und aufgeheitert wurde.

Wird hier noch specielle Deutung gefordert, so sei sie in zwei Worten versucht: Die Aufklärung, nachdem sie so wichtige Dienste geleistet, mit etwas reducirten Kräften einer ästhetisirenden Philosophie hingegeben; von einer überlegenen Kritik dennoch auch für die Gegenwart nicht unterschätzt und für die Zukunft noch zu bedeutenden Diensten ausersehen, wie

das Märchen später erweist. Sodann die Kirche in ihrem rechtmäßigen, durch das Licht der reinen Erkenntniß gesicherten Bestand unvergänglich, wenn auch unter mannigfachen Bedrängnissen von schweren Sorgen um denselben beunruhigt und ihre Befürchtungen allzu ängstlich kundgebend.

Mit feierlichen Worten mahnt der Alte, da nun die Stunde gekommen, zum Aufbruche, damit jenseits des Flusses ein Jeder sein Amt und seine Pflicht verrichte. Nur die drei Mädchen bleiben zurück, sie sind eingeschlafen, „und man konnte es ihnen nicht verdenken, denn es war spät". „Fasse," sagt der Alte zum Habicht, „den Spiegel und mit dem ersten Sonnenstrahl beleuchte die Schläferinnen und wecke sie mit zurückgeworfenem Licht aus der Höhe!" Wenn die Künste an der Entscheidung des Kampfes keinen Antheil haben können, so erweckt nach dem Siege der vaterländische Geist sie zu neuem, desto schönerem Leben!

Auf das sonderbarste wird die Gegend von den vielen Lichtern des Zuges erhellt, der jetzt auf dem herrlicher als jemals strahlenden Brückenbogen der wohlthätigen Schlange über den Fluß zieht.

Die Literatur ist es, die allen jenen gesammelten und gereiften Geisteskräften der Nation den Weg in das Volksleben bahnt, die Brücke baut, die sie auf den Schauplatz praktischer Wirksamkeit führt.

Mit Staunen betrachtet der alte Fährmann den leuchtenden Kreis und die sonderbaren Lichter, die darüber hin-

ziehen, die freilich eine Welt heraufzuführen thätig sind, von welcher der alte Staat bis dahin keine Ahnung gehabt hatte.

Der Alte neigt sich vor der Schlange und fragt sie: „Was hast Du beschlossen?"

„Mich aufzuopfern, ehe ich aufgeopfert werde," erwidert die Schlange; „versprich mir, daß Du keinen Stein am Ufer lassen willst!"

Ihr Körper zerfällt in tausend und tausend leuchtende Edelsteine, die der Alte in den Fluß schüttet. „Wie leuchtende und blinkende Sterne schwimmen die Steine mit den Wellen hin, und man konnte nicht unterscheiden, ob sie sich in der Ferne verloren oder untersanken." Aus ihnen steigen dann später die Pfeiler der von selbst sich erbauenden, immerwährend die Ufer verbindenden Brücke empor. Die Allegorie ist verständlich!

Nicht minder die folgende:

„Meine Herren," sagte darauf der Alte ehrerbietig zu den Irrlichtern, „nunmehr zeige ich Ihnen den Weg und eröffne den Gang; aber sie leisten uns den größten Dienst, wenn Sie uns die Pforte des Heiligthums öffnen, durch die wir diesmal eingehen müssen, und die außer Ihnen Niemand aufschließen kann." Mit ihren spitzesten Flammen zehren die Irrlichter Schloß und Riegel der ehernen Pforten des Tempels auf, daß sie tönend aufspringen, und im Heiligthum die Bilder der Könige erscheinen. So sind es doch diese Repräsentanten der unruhigen geistigen Bewegung, der unaufhör-

lich das Neue recipirenden und es unermüdlich in die Praxis überzuführen bemühten Publicistik, welche, freilich von der Wissenschaft geleitet, es dahin bringen, daß die politischen Gedanken, mit denen jene sich vertraut gemacht, Gestalt gewinnen und in's Leben treten.

Der Tempel ist geöffnet, aber noch steht er nicht am Flusse!

„Woher kommt Ihr?“ fragt der goldene König.

„Aus der Welt!“ antwortet der Alte.

„Wohin geht Ihr?“ fragte der silberne König.

„In die Welt!“ sagte der Alte.

„Was wollt Ihr bei uns?“ fragte der eherne König.

„Euch begleiten,“ sagte der Alte.

„Hebet Euch weg von mir! Mein Gold ist nicht für Euren Gaum,“ sprach der goldene König zu den Irrlichtern. Sie wandten sich darauf zum silbernen und schmiegten sich an ihn; sein Gewand glänzte schön von ihrem gelblichen Widerschein.

„Ihr seid mir willkommen,“ sagte er, „aber ich kann Euch nicht ernähren; sättigt Euch auswärts und bringt mir Euer Licht!“

Ist es zu viel gesagt, daß ein jedes Wort der Goethe'schen Dichtung mit Sinn und Bedacht gewählt ist? und stellen die jener vorgeführten Begriffssphäre angehörigen Gedanken nicht in Fülle in jedem kleinsten Theile ihres schönen Gliederbaues sich dar? Nur zuweilen sind die verbindenden Partien von einer unabhängigen Phantasie ledig-

lich nach den Schönheitsgesetzen des dargestellte
Organismus erfunden. Hier, gegen den Schluß
chens, ist fast Alles in der prägnantesten Weise sym

Die Irrlichter entfernten sich und schlichen
ehernen König vorbei, der sie nicht zu bemerke
und auf den zusammengesetzten los. „Wer wird
beherrschen?" rief dieser mit stotternder Stimme.

„Wer auf seinen Füßen steht," antwortete der Alte.

„Das bin ich!" sagte der gemischte König.

„Es wir sich offenbaren," sagte der Alte, „denn e
an der Zeit."

Bald genug offenbart es sich an dem gemischten i
diesem vortrefflichen Abbilde des heiligen römischen R d
deutscher Nation, daß es an der Zeit ist, und daß er
mehr auf seinen Füßen steht, so schwer er sich da
schließt, es anzuerkennen.

Mitlerweile, während Lilie, die hoch entzückt
hängnißvolle Wort zum dritten Male hört, dem
das herzlichste dankt, vollzieht sich in wun
die Verheißung, indem der Tempel aus de
sich lostrennt, unter dem Flusse fort 1
Ufer emporsteigt, so daß er endlich nun „a

Der Traum einer einheitlichen, die idea
ßenden Verfassung wird zur Wahrheit!

Ein eigenthümlicher und sehr bedeutsamer
t an dieser Stelle des Märchens noch ei

weilen. Im Aufsteigen sondert der Tempel die Hütte des Fährmanns vom Boden ab, er nimmt sie in sich auf, und sie bedeckt herabsinkend den Jüngling und den Alten. Durch die Kraft der verschlossenen Lampe wird die Hütte von innen heraus zu Silber; auch verändert sie ihre Gestalt, und die zufälligen Formen dehnen sich zu einem herrlichen Gehäuse von getriebener Arbeit aus. „Nun stand ein herrlicher, kleiner Tempel in der Mitte des großen, oder, wenn man will, ein Altar des Tempels würdig." Von innen tritt hervor der edle Jüngling, dem der Mann mit der Lampe leuchtet, ein Mann in weißem Gewande mit einem silbernen Ruder in der Hand, der ehemalige Fährmann, unterstützt ihn.

Eine wundervolle Erfindung und ein echt Goethe'scher Gedanke!

Nicht wird in revolutionärer Weise der bestehende Staat vernichtet, um dem Staate der Zukunft Platz zu machen; es wird nicht tabula rasa gemacht mit den vorhandenen politischen Formen, die immerhin doch einen Verkehr von Seiten der idealen Mächte zu dem Volk hinüber möglich machten; sondern an der Stelle, wo in kümmerlichen und zufälligen Formen die Hütte des alten Nothstaates sich erbaut hatte, da steigt die vollendete Pracht des herrlichen Tempels auf, und indem dieser neu entstandene Staat die Formen der alten Ordnungen in sich aufnimmt, erfüllt er sie mit treibendem und schaffendem Leben, das sie verjüngend durchdringt und verklärend neu gestaltet.

Während dessen ist die Alte weniger von !
Vorgängen ergriffen, als vielmehr um ihre Hand
mehr besorgt, die in der That immer kleiner geworde

„Soll ich doch noch unglücklich werden?“ ruft
bei so vielen Wundern durch kein Wunder meine
retten?“ Ihr Mann deutete ihr nach der offen
und sagte: „Siehe, der Tag bricht an. Eile und bade
im Flusse!“

„Welch ein Rath!“ rief sie; „ich soll wohl ganz schwarz werden und ganz verschwinden! Habe ich doch meine Schuld noch nicht bezahlt!“ „Gehe,“ sagt der Alte, „und folge mir! Alle Schulden sind abgetragen!“

Es ist unmöglich, der Schönheit und Tiefe des poetisch
Bildes hier mit dem deutenden Worte auch nur nahe
kommen.

„Siehe der Tag bricht an!“ ruft die Klarheit der
kenntniß der alten Kirche zu, die noch zögernd und b
den neuen Formen gegenübersteht, von denen sie ehe
weitere Gefährdung und Verkürzung befürchtet.

„Eile und bade Dich im Flusse! Alle l
abgetragen!“ In dem erneuten und verjüngten
so wird ihr verheißen, wird sie der Mängel ledig
‧ sie nicht mehr als Schuldnerin diesem Vol
rsteht, sondern selbst verjüngt ihm dann für i
höre.

Bei dem Lichte der aufgehenden Sonne trit

dem Jünglinge: „Drei sind, die da herrschen auf Erden," ruft er, „die Weisheit, der Schein und die Gewalt!" Bei dem ersten Worte steht der goldene König auf, bei dem zweiten der silberne, und bei dem dritten hat sich der eherne langsam emporgehoben, als der zusammengesetzte König sich plötzlich ungeschickt niedersetzt. Er ist, da die Irrlichter die goldenen Adern in ihm völlig aufgezehrt haben, zu einem unorganischen Klumpen in sich zerfallen: „er saß nicht, er lag nicht, er lehnte sich nicht an, sondern er war unförmlich zusammengesunken." — Das Abbild des vor dem Aufsteigen des neuen Deutschlands zu aller Welt Spotte kläglich in sich zerfallenen, alten deutschen Reiches.

Es folgt nun die herrliche Königsweihe, deren Schönheit auch nur durch ein Wort auflösender Deutung zu trüben ich mich wohl hüten werde.

„Der Mann mit der Lampe führte nunmehr den schönen, aber immer noch starr vor sich hin blickenden Jüngli[ng] vom Altare herab und gerade auf den ehernen König lo[s.] Zu den Füßen des mächtigen Fürsten lag ein Schwert [in] eherner Scheide. Der Jüngling gürtete sich."

„Das Schwert an der Linken, die Rechte frei!" ri[ef] der gewaltige König. Sie gingen darauf zum silbernen, de[r] sein Scepter gegen den Jüngling neigte. Dieser ergriff es mit der linken Hand, und der König sagte mit gefälliger Stimme: „Weide die Schafe!"

Als sie zum goldenen König kamen, drückte er mi[t]

väterlich segnender Geberde dem Jüngling den Eichenkranz aufs Haupt und sprach: „Erkenne das Höchste!"

Der Alte hatte während dieses Umgangs den Jüngling genau bemerkt. Nach umgürtetem Schwert hob sich Brust, seine Arme regten sich, und seine Füße traten auf; indem er das Scepter in die Hand nahm, schie die Kraft zu mildern und durch einen unaussprechlichen Reiz noch mächtiger zu werden; als aber der Eichenkranz seine Locken zierte, belebten sich seine Gesichtszüge, sein Auge glänzte von unaussprechlichem Geist, und das erste Wort seines Mundes war „Lilie".

„Liebe Lilie," rief er, als er ihr die silbernen Treppen hinauf entgegeneilte; denn sie hatte von der Zinne des Altars seiner Reise zugesehen, „liebe Lilie, was kann der Mann, ausgestattet mit Allem, sich Köstlicheres wünschen, als die Unschuld und die stille Neigung, die mir Dein Busen entgegenbringt."

„O mein Freund," fuhr er fort, indem er sich zu dem Alten wendete und die drei heiligen Bildsäulen ansah, „herrlich und sicher ist das Reich unserer Väter; aber Du h vierte Kraft vergessen, die noch früher, allgemeiner, g die Welt beherrscht, die Kraft der Liebe."

Mit diesen Worten fiel er dem schönen Mädch n Hals; sie hatte den Schleier weggeworfen, u Wangen färbten sich mit der schönsten, unverg öthe.

Hierauf sagte der Alte lächelnd: „Die Liebe herrscht nicht, aber sie bildet, und das ist mehr.“

Wen es in Erstaunen setzt, daß die schöne Lilie hier die „Kraft der Liebe“ genannt wird, da sie doch bis dahin in Allem als die in der Form der reinen Schönheit sich darstellende Wahrheit erschienen ist, der erinnere sich, um des vollen Gedankengehaltes dieser Stelle inne zu werden, der Schiller'schen Schönheitsphilosophie, an welcher in jenen Jahren ihrer innigsten Freundschaft Goethe so überaus großen Antheil nahm: der gedenke daran, daß Schiller's ästhetische Briefe in demselben Jahrgange der Horen in die Welt traten, in welchem das Märchen zuerst erschien. Wenn der neue Herrscher in seinem Reiche neben der Weisheit, der Majestät, der Gewalt diejenige Kraft noch vermißt, welche noch früher, allgemeiner, gewisser die Welt beherrscht, so ist das eben jene Macht, welche, indem sie die Neigung der Menschen gewinnt und ihrer Gemüther sich bemächtigt, sie früher und unmittelbarer zur Sitte, zur freiwilligen Unterwerfung unter das Gebot der Tugend und Gerechtigkeit führt, als das Gesetz und die Macht des Staates sie dazu zwingt. Man könnte sagen, daß es der Grundgedanke des Schiller-Goethe'schen Wirkens ist, der sich so ausspricht: die reine Schönheit ist die Wahrheit, die sinnliche Form angenommen hat, durch welche sie mit stiller, aber unwiderstehlicher Gewalt die Seelen der Menschen in Besitz nimmt; gelingt es, sie heimisch zu machen in einem Volke, dann gesellt

sie sich den obersten Kräften, die das Ganze ordnen und erhalten, als mächtige Bundesgenossin zu, indem sie zu allem Guten, Edlen und Großen die Liebe entzündet, ja diese Liebe selbst ist. Die ästhetische Erziehung allein vermag die mangelnde Zucht des Staates nicht zu ersetzen, aber dem echtnationalen Staate wird sie der herrlichsten Schmuck und ei mächtige Stütze: zu herrschen vermag sie nicht; allei sie bildet, und das ist mehr!

Der Tag ist nun völlig angebrochen, und über den Fluß wölbt sich nun für alle Zeiten die feste und prächtige Brücke mit Vorhöfen und Säulenhallen, ein sicherer Weg für die Tausende, die von beiden Seiten, ohne sich zu hindern, stromweise darüber hin- und herfließen.

„Gedenke der Schlange in Ehren!" sagte der Mann mit der Lampe, „Du bist ihr das Leben, Deine Völker sind ihr die Brücke schuldig, wodurch diese nachbarlichen Ufer erst zu Ländern belebt und verbunden werden. Jene schwimmenden und leuchtenden Edelsteine, die Reste ihres aufgeopferten Körpers, sind die Grundpfeiler dieser herrlichen Brücke; auf ihnen hat sie sich selbst erbaut und wird sich selbst erhalten."

Jetzt finden sich im Tempel auch die schönen Begl nen Liliens ein, die der Habicht mit dem Spiegel zu Leben erweckt hat. Mit ihnen kommt, schöner als die ine Unbekannte, die scherzend schwesterlich mit i en Tempel eilt und die silbernen Stufen des A steigt. Wie der Mann mit der Lampe, so h

Gattin sich zu jugendlicher und herrlicher Schönheit verjüngt, und beide schließen ihren Bund aufs Neue, um vereint in das folgende Jahrtausend hinüber zu leben.

Wir sind am Schlusse!

Im Bunde mit der Weisheit und mit dem altehrwürdigen Principe der allverehrten Majestät hat die Kraft das neue Reich gegründet. Als die vertrauteste Helferin und Genossin steht dem neuen Herrscher zur Seite die zur Schönheit verklärte Wahrheit, die in unvergänglicher Jugend ihn immerdar antreibt, die Stärke seiner Herrschaft auf den Grund der Bildung zur edleren Sitte zu bauen, die durch die Kraft der schönsten und höchsten Liebe von dem Königspaare aus durch das ganze Volk überall hinströmend sich ergießt. Ihrem Throne am nächsten steht die Kraft, der sie so viel danken, das still leuchtende, Wunder wirkende Licht der Wissenschaft; im engsten Bunde mit ihr die Religion, beide durch die Alles erweckende und belebende Kraft des endlich erstandenen idealen Nationalstaates mit neuer Jugendfrische erfüllt zu erneutem, rüstigem Schaffen und Wirken für weite kommende Epochen! In hohen Ehren bleibt in dem neuen Reiche die Kraft, welche die so erworbenen geistigen Güter empfängt, sie schöpferisch gestaltet und verbreitet, die Literatur, die fortan für immer als die feste Brücke gilt, die für Alle den ungehinderten Verkehr mit jenen Gütern vermittelt. Seit ihre edlen Kräfte erst dem Volke sich zuwandten und in ihm Verbreitung fanden,

ist ihr starker Bau aus des Volkes Mitte selbst emporgestiegen. Auch die fröhlichen Lieder des Naturgesanges, die vor dem Wehen des neuen Geistes erstarben, sind mit der Wiedergeburt des nationalen Genius zu neuem Leben erwacht, und nicht mehr schreckhaft störend ist dem kleinen harmlosen Sänger der Flügelschlag des Habichts, der auch der schönen Lilie nicht mehr verhaßt ist. Hoch über dem Dome schwebend, „fängt er mit dem Spiegel das Licht der Sonne auf und wirft es über die auf dem Altar stehende Gruppe. Der König, die Königin und ihre Begleiter erscheinen in dem dämmernden Gewölbe des Tempels, von einem himmlischen Glanze erleuchtet, und das Volk fällt auf sein Angesicht."

So sind denn alle die zahlreichen Kräfte, von deren Wirken das Märchen handelt, in schönem Verein an ihr gemeinschaftliches Ziel gelangt; nur des Mopses von Edelstein geschieht keine weitere Erwähnung. Die schöne Lilie, die zu dem lebhaften Verdrusse des Jünglings so eifrig im Spiele sich mit ihm beschäftigt, hat bei dem Aufbruche zum Tempel ihn auf ihren Arm genommen, von da ab verliert die Handlung ihn ganz aus den Augen.

Ich kann nicht umhin, hier noch eine Vermuthung auszusprechen, welche eine Individualisirung der oben gegebenen allgemeinen Deutung dieses Symboles in sich schließt. Dieser Mops, mit dem die schöne Lilie in so anmuthige Spiele sich einläßt, und den der Jüngling so garstig findet, sollte er nicht ein humoristisch-satirischer Hinweis auf die Anfänge der

Romantik sein, die um die Mitte der neunziger Jahre schon sichtbarlich sich zu entwickeln begannen? Wenigstens erwuchs dieselbe ganz gewiß auf dem Boden jener oben geschilderten Uebertragung der durch die Aufklärung zersetzten kirchlichen Mystik in das ästhetische Gebiet; und auch das ist gewiß, daß, wenn Goethe einerseits objectiv genug urtheilte, um den romantischen Producten eine gewisse ästhetische Berechtigung zuzugestehen, er doch andererseits dieser Richtung eher mit den Gefühlen gegenüberstand, mit denen der Jüngling des Märchens den Mops in den Armen der schönen Lilie erblickt.

Wie dem auch sein mag, in dem zu seiner Kraft gelangten, nationalen Staate ist für jene mystische Romantik der Kunst keine Stelle mehr.

Möchte doch auch hinsichtlich der letzten Gestalt, von welcher wir noch zu handeln haben, der Gang der wirklichen Dinge jener optimistischen Art entsprechen, wie das Märchen sie das ihr bestimmte Ende finden läßt.

Der große Riese, der von der Brücke nichts ahnt, tappt schlaftrunken über dieselbe hin und richtet mit dem Schatten seiner ungeheuern Fäuste unter den Massen der hin und her wogenden Menschen Unheil und Verwirrung an. „Der König, als er diese Unthat erblickte, fuhr mit einer unwillkürlichen Bewegung nach dem Schwerte; doch besann er sich und blickte ruhig erst sein Scepter, dann die Lampe und das Ruder seiner Gefährten an." Gegen die verderblichen Ge-

